



RUNDBRIEF

DES
ARBEITSKREISES
FÜR WIRTSCHAFTS-
UND SOZIALGESCHICHTE
SCHLESWIG-HOLSTEINS

Nr. 82

Dezember 2001

<i>Mitgliedernachrichten</i>	2
<i>Mitteilungen</i>	
Bericht über die Tagung „Geschlechterbeziehungen in der Neuzeit“ (Lutz)	3
Projekt „Katastrophen in Norddeutschland“, Protokoll des 1. Arbeitstreffens (Pelc)	7
<i>Forschungsprojekt</i>	
Prosopographie von Klerus und Klosterinsassen Schleswig-Holsteins im Mittelalter (Lorenzen-Schmidt)	9
<i>Notizen</i>	
Große Nordische Historikerkonferenz in Århus (Schlaber)	15
Getreide- und Bohnenpreise von einem Wewelsflether Hof 1767-1795 (Lorenzen-Schmidt)	19
<i>Buchbesprechungen</i>	
Schiene – Straße – Schiff. 100 Jahre Verkehrsbetriebe des Kreises Schleswig-Flensburg, hg. v. Matthias Scharf (Lorenzen-Schmidt)	21
Jüdisches Leben und Judenverfolgung in den Frieslanden, hg. von Fieta Pingel und Thomas Steensen (Carl)	22
Martin Rheinheimer. Der fremde Sohn. Hark Olufs' Wiederkehr aus der Sklaverei (Lorenzen-Schmidt)	28
Rolf Schulte. Hexenverfolgung in Schleswig-Holstein vom 16.-18. Jahrhundert (Lorenzen-Schmidt)	30
<i>Forum</i>	
Ziele und Aufgaben des Irseer Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Jeggel)	33
<i>Veranstaltungshinweis</i>	
Gewerbliche Produktion und Arbeitsorganisation. 2. Tagung des Irseer Arbeitskreises	48

Hg. v. Lars E. Worgull, Im Brauereiviertel 9, 24118 Kiel

MITGLIEDERNACHRICHTEN

Neue Mitglieder

Marie Luisa *Allemeyer*, Schillerstr. 22, 37083 Göttingen, Tel. 0551-7079842; dienstlich: Max-Planck-Institut für Geschichte, Hermann-Föge-Weg 11, 37073 Göttingen, Tel. 0551-4956136, E-Mail: allemeyer@mpti-g.gwdg.de

Christine *Keitsch*, Mommsenstr. 39, 24943 Flensburg, Tel. 0461-1824560, Fax 0461-1824559, E-Mail: ckeitsch@foni.net

Mitgliederbeitrag/Rundbriefabonnement

ACHTUNG: Das Leitungsgremium hat bei seiner jüngsten Sitzung neue Beträge beschlossen, die ab dem 1. Januar 2002 gelten: jährlich € 25,- (€ 10,- für Studenten oder Interessierte ohne Einkommen).

Wir bitten darum, den Jahresbeitrag möglichst zeitig zu überweisen, spätestens jedoch bis zum 1. April des Jahres. Wir empfehlen die Einrichtung eines Dauerauftrages!

Danske medlemmer bedes at indbetale et bidrag svarende til € 25 hhv. € 10 i kroner på følgende konto: Sydbank, reg.-nr. 7910, kto.-nr. 111114-8 (Gerret Schlaber).

Internet: <http://www.arbeitskreis-geschichte.de>

Bankverbindungen: Sydbank Flensburg, Konto: 60964-10-005, Bankleitzahl: 215 106 00

MITTEILUNGEN

Bericht über die Tagung „Geschlechterbeziehungen in der Neuzeit“

Vom 19. bis 21. Oktober 2001 fand in der Evangelischen Landvolkshochschule auf dem Koppelsberg die Tagung „Geschlechterbeziehungen in der Neuzeit“ statt. In der schleswig-holsteinischen Forschungslandschaft finden sich bislang kaum Arbeiten zur Thematik der Geschlechterbeziehungen, so daß mit den Vorträgen nun erste Ergebnisse zusammengetragen und diskutiert werden konnten. Die Referenten setzten sich anhand verschiedener Aspekte und Zeiten mit den Diskursen, Handlungsräumen und sozialen Praktiken in Geschlechterbeziehungen auseinander. In einem Einleitungsvortrag skizzierte Alexandra Lutz zunächst die Entwicklung der Geschlechtergeschichte und die hiermit verknüpften theoretischen Debatten. Anschließend stellte sie den bisherigen Forschungsstand und den vorhandenen Diskussionsbedarf anhand einiger Schwerpunkte der bisherigen, im deutschen Sprachraum erschienenen Arbeiten über Geschlechterbeziehungen dar. Sie zeigte anhand der Emotionen, der zeitgenössischen Normen und Diskurse, der ehelichen Hierarchie und Arbeitsteilung sowie der vorehelichen Sexualität und Illegalität auf, daß es noch zahlreiche Lücken und widersprüchliche Aussagen gibt. Weitere Arbeiten und insbesondere regionalspezifische Studien sind somit notwendig. Iris Carstensen untersuchte in ihrem Beitrag anhand von Tagebüchern und Briefen die Ehe eines landadeligen Paares im 18. Jahrhundert. Sie hob hierbei hervor, daß die Quellen den Alltag des Paares nicht unmittelbar widerspiegeln, sondern statt dessen mehr über die Ansprüche und die erwünschte Selbstsicht als über soziale Realitäten aussagen. Sie zeigte anhand der Gestaltung der Feste und der Einführung familiärer Rituale die repräsentative Darstellung des Familienlebens, machte jedoch auch die Brüche zwischen der erwünschten Sicht des Ehemannes und den realen Machtverhältnissen

und Handlungsräumen der Eheleute aufmerksam. Alexandra Lutz wertete in ihrem Vortrag Konsistorialgerichtsakten hinsichtlich der Ehen von Soldaten im westlichen Holstein des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts aus. Sie konnte aufzeigen, daß Soldaten und ihre Ehefrauen überdurchschnittlich häufig vor dem Konsistorialgericht auftraten und auf eine Scheidung oder eine zeitlich befristete Trennung von Tisch und Bett klagten. Eine der Ursachen hierfür stellten die spezifischen Lebensbedingungen der Soldatenpaare dar, kamen doch zu einer prekären finanziellen Situation auch Trennungszeiten durch Versetzungen und Kriege hinzu. Darüber hinaus stellte sie fest, daß die Frauen von Soldaten häufiger über Mißhandlungen klagten als Frauen anderer sozialer Gruppierungen. In den Gerichtsakten ließen sich zudem Hinweise auf ein spezifisches Männlichkeitsbild der Soldaten finden, das Konflikte in den Ehen potentiell förderte.

Ines Weißenberg wertete in ihrem Vortrag Grabsteine von der Insel Föhr im 18. und 19. Jahrhundert dahingehend aus, inwiefern sie Aufschluß über zeitgenössische normative Vorstellungen der Geschlechterbeziehungen geben. Während Männer sich über den Beruf und ihren erarbeiteten Wohlstand darstellten, fand sich auf den Grabsteinen der Frauen vor allem der Verweis auf

ihre familiären Aufgaben, auf die mütterliche Liebe und auf ihre Tugend. Auf den Grabsteinen der Frauen findet sich zudem eine stärkere Betonung der Religiosität und der Heilserwartung. Die Darstellung erfolgte im 18. Jahrhundert zu einem großen Teil über bildliche Symbolik.

Gesine Carl untersuchte in ihrem Beitrag den geschlechtsspezifischen Umgang mit der Konversion im Spiegel des Romans „Jenny“ von Fanny Lewald. Sie zeigte den biographischen Hintergrund der 1811 geborenen jüdischen Schriftstellerin und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Zeit auf und untersuchte anschließend die unterschiedliche gesellschaftliche Wahrnehmung der Konversion anhand der im Roman dargestellten christlich-jüdischen Paare. Der Übertritt zum Christentum erschien bei den Frauen als ein weniger bedeutsamer, im Zuge der Eheanbahnung mit einem christlichen Partner nahezu selbstverständlich zu vollziehender Akt. Hatten Frauen aus Liebe zu konvertieren und ihre Bedenken zurückzustellen, so wurde Männern dagegen eher grundsätzliche, rationale Zweifel zugebilligt.

Karin Gröwer stellte in ihrem Vortrag über nichteheliche Schwängerungen in einem holsteinischen Gutsbezirk des 19. Jahrhunderts die rechtlichen Rahmenbedingungen dar und analysierte anhand von Gerichtsakten die gesellschaftliche Be-

wertung und die Handlungsräume der betroffenen Frauen und Männer. Sie zeigte auf, daß vor allem Frauen, die eine schlechte soziale Ausgangsposition hatten, rasch zum Ziel von Gerüchten wurden und bei Schwängerungsklagen vor Gericht wenig Möglichkeiten besaßen, ihre Interessen durchzusetzen. Den Männern wurde bei der Aufnahme sexueller Beziehungen dagegen nicht nur eine aktivere Rolle zugesprochen, sie hatten es oftmals auch leicht, sich ihrer Verantwortung bei Schwangerschaften zu entziehen.

Sylvia Zander zeigte in ihrem Beitrag die zeitgenössischen Vergewaltigungs- und Sexualitätsdiskurse im 19. Jahrhundert auf und setzte diese zum konkreten Umgang mit Vergewaltigungen in Beziehung. So wurde der Widerstand von Frauen gegen den Geschlechtsverkehr im medizinischen Diskurs lediglich als anfänglicher Widerwille betrachtet, der schließlich in Einwilligung und Genuß übergehe. Die Möglichkeit, daß eine Frau von einem Mann vergewaltigt werden könne, wurde in Konsequenz dessen geleugnet. Anders sah dies im Rechtsdiskurs aus. Die Täter wurden oftmals verurteilt, wenn die Frauen ihren physischen Widerstand beweisen konnten und einen „guten“ Ruf besaßen. Die Strafen unterlagen hierbei keiner Regelmäßigkeit und erstreckten sich über eine einjährige Zuchthausstrafe bis hin zum Todesurteil. Ausschlaggebend für das

Urteil waren nicht die Folgen für die Opfer, sondern der Aspekt der Ehrverletzung, galt die Vergewaltigung doch nicht nur als Raub der Ehre einer Frau, sondern zugleich auch als Verletzung der Ehre eines Haushaltes und damit letztlich eines Mannes.

Bärbel Pusback untersuchte in ihrem Vortrag die Mutter-Tochter-Beziehungen in einer Familie des Kieler Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert. Sie machte deutlich, daß die Tochter den Normen adeliger Erziehung entprechend in einer Ausbildung als Malerin gefördert wurde, war doch die Mutter selbst adeliger Herkunft. Weiterhin fragte sie nach der Intention der Eltern, die zum Teil sicherlich in dem Wunsch nach sozialer Anerkennung lag, möglicherweise aber auch das Ziel einer beruflichen Absicherung hatte. Wesentlich war während der Ausbildungszeit stets die Wahrung des guten Rufs der Tochter, die ihre Karriere schließlich durch die – in zeitgenössischer Auffassung sehr späte – Heirat mit einem sächsischen Hofmaler beendete.

Norbert Fischer veranschaulichte in seinem Beitrag die zeitgenössischen Vorstellungen von Geschlecht und Tod anhand der Grabfigur der Trauermuden, die im 19. Jahrhundert vor allem im süddeutschen, städtischen Raum weit verbreitet war. Sie stellte eine Allegorie der sanften Trauer und zugleich eine idealtypische Darstellung der Hinterbliebenen

nen dar, wandten sich die Frauen doch den Grabmälern der Männer zu. Die Figuren sollten Reinheit verkörpern, besaßen zugleich aber eine starke sinnlich-erotische Ausstrahlung. Je nach Blickwinkel konnte die Trauermude somit Reinheit und/oder Verführung verkörpern, sie fungierte als „unschuldige Darstellung nicht ganz unschuldiger Gedanken“ und war damit Teil einer gesellschaftlichen Ordnung der Sinnlichkeit. Eben aufgrund ihrer Unerreichbarkeit bot sie sich in besonderer Weise als Projektionsfläche an.

Barbara Günther hob in ihrem Vortrag über Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Zwangsarbeitern im Raum Stommern während des Nationalsozialismus hervor, daß diese Beziehungen auch heute noch tabuisiert werden. Vor den Sondergerichten wurden nur Beziehungen aus dem ländlichen Raum verhandelt, entwickelten sich Beziehungen doch vor allem hier aus Kontakten bei der Arbeit oder bei gemeinsamen Mahlzeiten. Die Beziehungen wurden vom sozialen Umfeld nicht immer gemeldet, selbst wenn Gerüchte im Umlauf waren. Folgte aber eine Denunziation, dann mußten sich die Frauen einem ausführlichen Verhör unterziehen und auch zu sexuellen Praktiken Aussagen machen. Das sexuelle Agieren der Frauen wurde nicht selten als Zeichen von Asozialität gewertet. Waren die Frauen schwanger, dann wurden sie auf die rassistische Taug-

lichkeit der erwarteten Kinder untersucht und je nach Urteil zum Austragen der Kinder oder zur Abtreibung angehalten. Klagen der Frauen auf Wiedergutmachung wurde nicht stattgegeben, weil ihre „Vergehen“ nicht aus politischen und rassistischen Gründen geahndet worden seien.

In der Abschlusdiskussion wurde zum einen auf die theoretische Debatte der Gender-Forschung und auf die Frage der Anwendbarkeit poststrukturalistischer Ansätze eingegangen. Wie festgestellt wurde, waren die Referentinnen in den Vorträgen implizit von der sex-gender Unterscheidung ausgegangen, während die poststrukturalistische Fragestellung nicht in die Arbeiten einfloß. In den meisten der Vorträge stand der Versuch im Vordergrund, sich den Normen und Lebenswirklichkeiten in Geschlechterbeziehungen anzunähern. Hierbei nicht von Geschlechtern auszugehen, erscheint schlichtweg unmöglich. Des Weiteren wurde nach der Vereinbarkeit zahlreicher konträr erscheinender Untersuchungsergebnisse gefragt. So standen beispielsweise Aussagen über die Bedeutung der Emotionen in Geschlechterbeziehungen im 18. Jahrhundert neben Untersuchungsergebnissen, die – so bei der Thematik der Vergewaltigung – die Frauen als Opfer männlicher Willkür erscheinen lassen. Dies verdeutlicht nicht zuletzt, daß das gewonnene Bild stark von dem zu untersu-

chenden Aspekt und der Fragestellung abhängt und stets unveränderbare Eindrücke nebeneinander stehen bleiben.

Alexandra Lutz

Die Tagungsbeiträge werden in einem Sammelband veröffentlicht.

Projekt „Katastrophen in Norddeutschland“

Kurzprotokoll des 1. Arbeitstreffens
am 8. September im Museum für Hamburgische Geschichte

Von den bisher gemeldeten 16 Mitarbeitern an dem Projekt trafen sich elf – fast alle von auswärts – zu einem ersten Arbeitsgespräch. Nach der Vorstellung der Teilnehmer erläuterten sie ihre geplanten Forschungsthemen. Ortwin Pelc möchte die Bildquellen zu Katastrophen in Norddeutschland untersuchen und erläuterte Beispiele zum Brand von Hamburg 1842 und zu einer Pulvermagazinexplosion in Wismar im Jahr 1699. Er stellte in Aussicht, dass das Museum für Hamburgische Geschichte eine Ausstellung „Katastrophen in Norddeutschland“ plant, zu der die Beiträge des Projekts als Buch erscheinen sollen. Olaf Matthes wird die preußischen Gesandtschaftsberichte im Hinblick auf den Hamburger Brand von 1842 betrachten und konnte bereits erste Informationen dazu geben. Manfred von Essen und Michael Plata werden sich mit der Hysterie vor den ange-

nommenen Computerzusammenbrüchen zur Jahrtausendwende befassen, sowohl im allgemeinen, als auch am Beispiel der Vorsichtsmaßnahmen der Kommune Norderstedt. Sylvina Zander erforscht die Folgen des Oldesloer Stadtbrandes von 1798, Norbert Fischer die Einwirkung der Obrigkeit auf gewachsene lokale Strukturen im Land Kehdigen nach der Sturmflut von 1825.

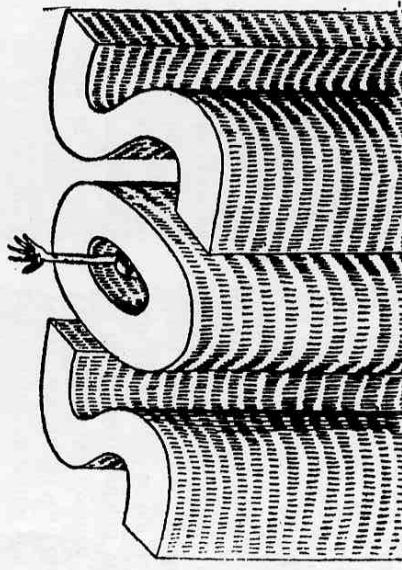
Volker Ackermann wird die mentale Verarbeitung des Zweiten Weltkrieges bei Kindern anhand von Untersuchungen in den ersten Nachkriegsjahren analysieren. Günther Bock möchte die Veränderung durch intensive Waldnutzung in der Frühen Neuzeit an einem Beispiel aus Stormarn betrachten. Manfred Jakubowski-Tiessen erforscht die Elbüberschwemmung von 1772 in Hamburg und Marie Luisa Allemeyer die Folgen des Rostocker Stadtbrandes von 1677. Klaus-

Joachim Lorenzen-Schmidt stellt die verstreuten Nachrichten über mögliche Erdbeben in Schleswig-Holstein bzw. die dortigen Reaktionen auf auswärtige Erdbeben in der Frühen Neuzeit zusammen.

Bereits während der Kurzbeiträge und besonders dann im Anschluß wurde diskutiert, wie „Katastrophen“ definiert werden können. Eignigkeit herrsche darüber, dass Kriege keine Katastrophen seien, es aber in Kriegen (Feuersturm in Hamburg 1943) Katastrophen gäbe. Auch Krankheiten wie die Pest könnten zu den Katastrophen gezählt werden. Die Frage sei aber, wo die „Erheblichkeitsschwelle“ läge. So sei der Untergang eines Schiffes mit 30 Seeleuten früher durchaus wiederholt vorgekommen. Wenn diese aber alle von einer Insel wie Amrum stammten, sei es für die Bewohner

der Insel eine Katastrophe gewesen. Offen blieb, ob Katastrophen gar nicht definierbar sind, weil sie eine Frage individueller Wahrnehmung seien und von jedem etwas anderes darunter verstanden würde, oder ob sie definiert werden können, z.B. durch Kriterien wie: a) ein plötzliches und außergewöhnliches Ereignis, b) weit mehr als ein Unglück, c) von den Zeitgenossen als Katastrophe wahrgenommen. Diese Definitionen sollen auf einem weiteren Arbeitstreffen im Frühjahr 2002 vertieft diskutiert werden. Für die Tagung am 1.-3. November 2002 soll ein Referent zur Begriffs- und Nutzungsgeschichte des Wortes „Katastrophen“ in den letzten 300 Jahren gewonnen werden.

Ortwin Pelc



FORSCHUNGSPROJEKT

Prosopographie von Klerus und Klosterinsassen Schleswig-Holsteins im Mittelalter

von Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Die evangelisch-lutherisch geprägte Kirchengeschichtsforschung in Schleswig-Holstein ist gekennzeichnet durch eine massive Vernachlässigung der vorreformatorischen religiösen und kirchlichen Zustände. Wohl wird der Missionierung des heidnischen Nordens, also der nordelbischen Sachsen, der Westslawen und der Jüten, breiter Raum gewidmet, doch gibt es dann erst wieder für den Vorabend der Reformation, also bei der Darstellung der Mißstände der alten Kirche eine ausgedehnte Forschung.¹ Allerdings liegen mehrere Einzeldarstellungen vor, die sich der Entwicklung der mittelalterlichen Pfarrorganisation²,

¹ Vgl. die zusammenfassenden Darstellungen: Andreas L.J. Michelsen, Schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, Bde. 1-4, Kiel 1873-1879; Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Bde. 1-2 (=SSHKG I, 26-27), hg. v. Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Neumünster 1977 und 1978.

² Wolfgang Weimar, Der Aufbau der Pfarrorganisation im Bistum Lübeck während

Entwicklung einzelner Klöster und Stifte⁴ oder der Rechts- und Verfassungsgeschichte der Kirche im Mittelalter⁵ widmen. Hingegen ist ein realistischer Blick auf die Geistlichkeit in der vorreformatorischen Zeit nur zu selten geworfen worden – sieht man einmal von den qualitativ sehr unterschiedlichen Arbeiten zu den Kapiteln ab, von denen nur die von Friederici und Röpcke einem kritischen Blick standhalten, während die Arbeiten von Harms, Vonderlage und Bernhöft flüchtig gearbeitet und deshalb sehr fehlerhaft sind. Die wenigen auswertenden Arbeiten, die Prange im Zusammenhang mit seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Bistum Lübeck, insbesondere der Fortführung seiner Urkundenedition bisher vorgelegt hat, sind durch Versehen statt Verurteilung der Situation des

mittlen af ellevehundred-tallet til vor tid, Haderslev 1953.

⁴ Anne-Therese Grabkowsky, Das Kloster Cismar (=QuFGSH 80), Neumünster 1982; Helmut Heuer, Das Kloster Reinbek (=QuFGSH 86), Neumünster 1985 (Diss. phil. Univ. Hamburg 1938).

⁵ Wilhelm Suhr, Die Lübecker Kirche im Mittelalter. Ihre Verfassung und ihr Verhältnis zur Stadt (=Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansstadt Lübeck 13), Lübeck 1938; Jürgen Reetz, Bistum und Prozesse unter Burkhard von Serkem, Bischof 1276-1317, Lübeck 1955 (Diss. phil. Univ. Hamburg 1951); Andrea Bookmann, Geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit im mittelalterlichen Bistum Schleswig (=QuFGSH 52), Neumünster 1967.

alten Klerus geprägt.⁶ Im Gegensatz zur nachreformatorischen Geistlichkeit, der zumeist die Kirchenge-meinden in ihren „series pastorum“ ihr Denkmal setzten, auf das sich prosopographische Übersichten stützen konnten,⁷ sind die vorreformatorischen Gemeindegelisten in Schleswig-Holstein bisher kaum beachtet worden.⁸

Das kann nun nicht an der schlechten Quellenlage allein liegen, denn die Urkundenbücher geben doch eine grobe Zahl von Hinweisen auf Welt- und Klostergeistliche, auf Konventsmitglieder und kirchliche Offizialen. Insbesondere das Urkun-

⁶ Wolfgang Prange, Magd – Köchin – Haushälterin. Frauen bei Lübecker Geistlichen am Ende des Mittelalters, in: „Der Stand der Frauen, wahrlich, ist ein harter Stand“. Frauenleben im Spiegel der Landesschichte, hg. von Elke Imberger (=Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs 39), Schleswig 1994, S. 9-26.

⁷ Insbesondere: Otto F. Arends, Gejstlighed en i Slesvig og Holsten fra Reformationen til 1864, 3 Bde., København 1932. Zahlreiche Nachträge und Ergänzungen von Thomas Otto Achelis, Rudolf Möller und Nicoline Still – vgl. Bibliographie zur Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins (=SWG 27), bearb. von Martin Rheinheimer, Neumünster 1997, bes. Nrn. 07647ff.

⁸ Ich selbst habe dazu einige Gedanken im Zusammenhang mit meiner Dissertation geäußert: Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Die Geistlichen der schleswig-holsteinischen Städte vor der Reformation und ihre Stellung in den Stadtgemeinden, in: Schriften d. Vereins für Reformationsgeschichte 190 (1978), S. 125-127.

denbuch des Bistums Lübeck⁹ und die Protokolle des Lübecker Domkapitels¹⁰, die sich – im Gegensatz zum Schriftgut der Schleswiger, Ratzeburger oder Hamburger Kapitel – recht breit erhalten haben, bieten reichen Stoff für prosopographische Studien. Ich vermute vielmehr, daß die ablehnende Haltung zahlreicher, der evangelisch-lutherischen Kirche verbundenen schleswig-holsteinischer Kirchenhistoriker ideologische Gründe hat: Erst die reformierte Kirche stellt wieder die Verbindung zum Religionsstifter nach den Irrtümern und

Abweichungen des Hoch- und Spätmittelalters her. Die Kirchenschicht des Landes kann sich eigentlich nur anlehnen an den Ursprung des Christentums („2000 Jahre Christentum“ im Jahr 2000), die Missionierung der im Gebiet des heutigen Bundeslandes um 800 ansässigen Stämme und dann wieder an die Großtat der Reformation, die hier glücklicherweise mit Heinrich von Zütphen auch einen Märtyrer aufzuweisen hat. Die Zeit in den drei Jahrhunderten vor 1517/1542 wird nur als eine Periode der Verirrung angesehen.

Im Gegensatz dazu ist doch zu fragen, wie die äußerst enge Symbiose zwischen Gesellschaft und Kirche vor der Reformation zu erklären ist.¹¹ Gerade das Spätmittelalter sieht auch in Schleswig, Holstein, Schleswig, Dithmarschen, Lauenburg und Ratzeburg eine enorme Steigerung der Religiosität, die sich nicht nur in Wallfahrten zu nahen und fernen heiligen Stätten äußert, sondern insbesondere in einer gesteigerten Stiftungstätigkeit in den Gemeindegemeinden. Mit dieser Stiftungstätigkeit wurde die Zahl der

¹¹ Schleswig-Holstein scheint hier mit seiner Ausrichtung weit hinter dem zurück zu bleiben, was der Verein für Reformationsgeschichte schon in den 1960er und 1970er Jahren diskutierte. Ich verweise etwa auf die Forschungen von Bernd Möller, Reichsstadt und Reformation, Gütersloh 1962, und den von ihm herausgegebenen Tagungsband: Stadt und Kirche im 16. Jahrhundert, Gütersloh 1978.

zielstrebig gemacht werden konnten? Waren bestimmte berufliche Stationen karrierefördernd? Gab es die in der Reformationsdebatte immer wieder genannten „Pfründenjäger“, die beträchtliche Einnahmen aus der Kumulation von geistlichen Stellen erzielen konnten?

Diese und andere Fragen, die im süd- und südmitteldeutschen Raum auf ganz anderer Quellenbasis bereits seit geraumer Zeit gestellt und zunehmend auch beantwortet werden¹³, haben mich seit meiner Dissertation mehr oder weniger beschäftigt. Sie haben schließlich dazu geführt, daß ich mich seit mehreren Jahren neben meiner beruflichen Tä-

über Rom. Eine „Seilschaft“ von Klerikern aus Hannover im späten Mittelalter, in: *Hannoversche Geschichtsblätter* NF 52 (1998), S. 5-97.

¹³ Heute werden Studien zum mittelalterlichen Verhältnis von Kirche und Gesellschaft mit Schwerpunkt an der Universität Göttingen betrieben, wo es das Graduiertenkolleg „Kirche und Gesellschaft im Heiligen Römischen Reich im 15. und 16. Jahrhundert“ gibt. Aus diesem Umfeld ist unter Anregung Hartmut Boockmanns kürzlich eine sehr gute Dissertation hervorgegangen: Moritz Frhr. von Campenhause, *Der Klerus der Reichsstadt Esslingen 1321-1531. Das Verhältnis des Rates zu den Geistlichen von der Kapellenordnung bis zur Reformation* (=Esslinger Studien 19), Esslingen 1999. Die bisher vorliegenden Untersuchungen zur Sozialgeschichte des Klerus, speziell des Niederklerus, behandelt zusammenfassend: Enno Bänz, „nichts dann muhe, arbeit, ellend und dürftigkeit“. Über die Lage der Pfarrgeistlichkeit im Bistum Würzburg zur Zeit der Reformation, in: *Würzburger Diözesangesichtsblätter* 62/63 (2001), S. 327-360.

Altäre in den Gemeindegemeinden und -kapellen sowie den den Laien offenstehenden Klosterkirchen ebenso wie die Zahl der Vikarien, Kommanden und Stipendien gesteigert. Die Zahl der Messen nahm ebenfalls erheblich zu. Wer aber waren die Geistlichen, die diese Benefizien oder Präbenden erhielten und sie entweder selbst wahrnahmen oder durch Offizianten wahrnehmen ließen? Gehörten sie ihrer Herkunft nach in die Mikrogemeinschaft ihres Kirchspiels? Kamen sie von außerhalb? Wurden sie vom Papst – wie im Spätmittelalter jedenfalls für die hohen Würden (Kapitulare, Dignitäre, Bischöfe, Erzbischöfe) in steigendem Maße festzustellen – providiert oder von den Patronen vorgeschlagen und von den eigentlich zuständigen kirchlichen Personen oder Gremien angenommen? Gehörten sie aufgrund ihrer Herkunft eher dem Bauernstand, dem Städtebürgertum oder dem Adel an? Gab es eine zahlreiche – unter Bruch der Zölibatsgebote gezeugte – weibliche Nachkommenschaft von Klerikern, die ihrerseits wieder mit Benefizien versorgt wurde? Gab es verwandtschaftliche Beziehungen, die den Einstieg in eine klerikale Karriere ermöglichten, die Laufbahn beschleunigten und den Aufstieg zu hohen geistlichen Würden zuließen? Gab es andere Formen von „Seilschaften“¹², mit denen Karrieren

¹² Vgl. Brigide Schwarz, *Alle Wege führen*

tigkeit und meinen anderen historiographischen Interessen mit einer Erfassung aller mir in gedruckten und ungedruckten Überlieferungen beugenden Welt- und Ordensgeistlichen, Konversen und Konventualinnen im Bereich des Gebietes, das von den alten Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, der Stadt Lübeck, der Stadt Hamburg und den ehemaligen reichsdänischen Exklaven gebildet wird, befasste. Denn Fragen wie die genannten sind nur durch Erhebung einer möglichst großen Zahl von Angaben über alle greifbaren Geistlichen eines wie auch immer umrissenen Territoriums möglich. Einer solchen Datensammlung steht meistens die geringe Quellendichte entgegen, die mit dem Vordringen in ältere Zeiten eher noch abnimmt. Gleichwohl lassen sich in gedruckten und ungedruckten Quellen doch große Zahlen von Geistlichen und geistlichem Leben gewählten Menschen finden; oft sind Verknüpfungen zu einer Person möglich. Allerdings sind die Angaben über die niedere Geistlichkeit, über die einfachen Konventualinnen und Mönche, eher spärlich, während wir über Bischöfe, Dignitäre der Kapitel und selbst einfache Kapitulare recht dichtes Informationsmaterial erhalten. Das ist sicher auch einer der Gründe, weshalb es bisher keine systematischen Untersuchungen zur niederen Geistlichkeit des Mittelalters in Schleswig-Holstein gegeben hat.

Selbstverständlich ist eine Erhebung zu dieser Personengruppe nicht rasch abzuschließen, sondern muß mit langem Atem angelegt sein. Gegenwärtig befinden sich in der von mir aufgebauten Kartei der Geistlichkeit in Nordelbien (Bistümer Ripen z.T., Schleswig, Odense z.T., Lübeck, Ratzeburg z.T. und Propstei Hamburg des Erzbistums Bremen, daneben die zu Verden gehörigen Kirchspiele der Vierlande) Nachweise über etwa 7.000 Personen.

Das ist nun angesichts der großen Zahl der im Mittelalter vorhandenen Pfarrkirchen und der höheren Zahl der insbesondere im Spätmittelalter gestifteten Vikarien, Präbenden, Kommenden und Elemosinen, der Kanonikate und Präbenden der Kapitel, der Plätze in den Klöstern und Konventen und der schwer einschätzbaren Zahl unbefrönteter Geistlicher (die zum Teil als Notare ihr Dasein fristeten), noch nicht besonders viel. Im Untersuchungsgebiet gab es am Ende des Spätmittelalters über 400 Kirchspiele, mit unterschiedlichen Pfründenzahlen. Nur als Beispiel: In den Kirchen der Propstei Hamburg gab es um 1540 außerhalb Hamburgs 133 Vikarien und 15 Kommenden.¹⁴ Die Zahl der Hamburger Vikarien und Kommen-

¹⁴ Register der Einkünfte der hamburgischen Dompropstei aus Holstein, Dithmarschen und Stormarn (um 1540), mitget. von W. Jensen, in: SSKHG I, 18 (1934), S. 122-149.

den ist aus der Zeit unmittelbar vor der Reformation recht genau zu ermitteln: Im Dom 85, in s Petri 68, in s Nicolai 64, in s Catherine 64, in s Jacobi 39, in s spiritus 16, in s Clementis 6, in s Gertrudis 4, in s Georgii 14.¹⁵ Die meisten der Vikarien im übrigen Holstein, Stormarn und Dithmarschen waren an Stadtkirchen eingerichtet, so in Rendsburg 12, in Meldorf 10, in Krempa 11, in Wilster fünf, auch die Klosterkirche s Laurentii in Itzehoe – zugleich Gemeindekirche – hatte 20 Vikarien. Nur im ländlichen Dithmarschen finden sich bei einzelnen Kirchspielkirchen größere Vikarienzahlen: neben Meldorf in Wersburen sieben, in Wöhrden, Heide und Hennstedt je vier, in Neuenkirchen, Delve und Tellingstedt je drei. – Von den Klöstern und Konventen kennen wir nur in wenigen Fällen Belegungszahlen.

Es ist also leicht zu erkennen, daß eine solche Sammelarbeit – als Einmannprojekt betrieben – nicht rasch zu einem Ende kommen kann, zumal viele Quellen des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts ungedruckt in den Archiven liegen. Allein die bisherige Bearbeitung der Quellen des Staatsarchivs Hamburg förderte eine große Zahl bislang unbekannter Kleriker zu Tage und

machte auch Korrekturen älterer historiographischer Werke (Staphorst) möglich. Mit einem Abschluß der Arbeiten rechne ich erst im Zeitraum nach meiner Pensionierung (in wenigstens 12 Jahren). Ziel der Zusammenstellungen ist es, soweit wie möglich prosopographische Daten für alle ermittelten Kleriker und Klosterinsassen in einer Datenbank festzuhalten und diese der Forschung zugänglich zu machen. Inwieweit es schon im Verlauf der Bearbeitung zu Veröffentlichungen aus dem Umfeld der Erfassung kommen kann, bleibt abzuwarten.

¹⁵ Das Visitationsbuch der Hamburger Kirchen 1505, 1521, 1525 (=Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 10), hg. v. E. Keyser, bearb. v. H.-M. Kühn, Hamburg (1970), hier S. 27*.

NOTIZEN

Große Nordische Historikerkonferenz in Århus

von Gerret Liebing Schlaber

Das 24. Nordische Historikertreffen (9.-13. August 2001 in Århus), zu dem sich fast 600 Fachhistoriker primär aus den nordischen Ländern, aber auch aus aller Welt eingefunden hatten, brachte eine Fülle interessanter Veranstaltungen. Im folgenden soll ein kleiner Auszug der Ergebnisse daraus vorgestellt werden, die für die schleswig-holsteinische Wirtschafts- und Sozialgeschichtsforschung von gewissem Interesse sein dürften.

Die größten und am besten besuchten Veranstaltungen waren die drei „Ganztagssessionen“ über Geschichtstheorie, neue Forschung zum Mittelalter und – aus Sicht des Arbeitskreises besonders interessant – die Geschichte des Wohlfahrtsstaats unter dem Titel „Freiheit – Gleichheit – Sicherheit“. Hierbei ging es vor allem um die neueren Entwicklungen bis zur heutigen Zeit, in der der Wohlfahrtsstaat mehr denn je in der Diskussion steht. Die Forschung hat inzwischen eine große Bandbreite erreicht, von

der ein guter Querschnitt vorgestellt wurde. Das mitgliederstarke Netzwerk für nordische Wohlfahrtsstaatgeschichte soll im nächsten Rundbrief näher vorgestellt werden. Parallel zu diesen Ganztagssessionen liefen Halbtagssessionen, ebenfalls über recht breite Themenbereiche, sowie je zweistündige Vorstellungen laufender Projekte und Diskussionsveranstaltungen zu einzelnen Themenbereichen, ferner insgesamt 23 einstündige freie Vorträge über kleinere abgeschlossene Themen. Eine kleine Auswahl sei hier erwähnt.

Gunnar Svendsen vom Institut für Grenzregionalforschung (Apenrade) brachte interessante theoretisch-methodische Ansätze in seiner Betrachtung der neueren Geschichte als „Kapitalmarkt“, womit jedoch nicht nur wirtschaftliche, sondern viel mehr kultur- und sozialgeschichtliche Fragestellungen zu interessanten Ergebnissen gebracht werden können.

In einer halbtägigen Veranstaltung über die Medizingeschichte im Norden kamen ebenfalls viele kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte zur Sprache. Einen interessanten Zusammenhang mit dem Herzogtum Schleswig zeigte der Beitrag von Jón Ólafur Isberg (Reykjavík), der die erheblich verbesserte Bekämpfung ansteckender Krankheiten auf Island durch das Wirken des dänischen Arztes Peter Anton Schleisner vor 1850 beschrieb; dieser wurde danach der oberste Medizinalbeamte in Schleswig und beeinflusste die Entwicklung von Hygiene und Sozialmedizin stark, was noch eingehender Erforschung harret.

In der Diskussion über moderne Stadtgeschichtsforschung in Skandinavien stellte Archivar Ole Degn (Kopenhagen) fest, daß sie ein besonderes Augenmerk auf die Wirtschaftsgeschichte legt. Vor allem größere Städte haben in zwischen in der Regel moderne Stadtgeschichtswerke erhalten. Dies hat in Schweden, wo man der Kulturgeschichte schon früher einen höheren Stellenwert eingeräumt hatte, eine besonders lange Tradition, schon seit den 1920er Jahren. Björn Poulsen (Århus) brachte in seinem Beitrag über die fachübergreifende Zusammenarbeit vor allem über die mittelalterliche Stadtgeschichte auch einige Besonderheiten der Herzogtümer zur Sprache: so sind die Flecken in den nordischen Ländern sonst nicht bekannt.

Ein besonderes sozialgeschichtliches Thema war die Adoption von Kindern in Skandinavien, wobei die Vortragenden einen besonderen Schwerpunkt auf Kriegswaisen und uneheliche Kinder und deren Behandlung legten.

In der Diskussion über den Stand der Wirtschaftsgeschichte in Skandinavien zog der dänische Vertreter und Diskussionsleiter Per Boje (Aalborg) das ernüchternde Fazit, dass „die dänische Wirtschaftsgeschichtsforschung nirgendwo *sieht*, denn sie *liegt* – danieder!“ Symptomatisch dafür seien das zurückgehende Interesse der Studierenden, ein gewisser fachlicher Konservatismus und die Auflösung des Instituts für Wirtschaftsgeschichte an der Kopenhagener Universität bereits 1991. Nichtsdestoweniger machte Boje auch neue Chancen aus: Es gibt einige jüngere Forscher, die auch gleichzeitig neue Strömungen in das Fachgebiet einbringen, und zwar sowohl hinsichtlich der Themenauswahl als auch des methodisch-theoretischen Zuganges. Der alte Gegensatz zwischen Arbeiter- und Betriebsgeschichte ist nun weitgehend aufgehoben. Als erfreulich merkte Per Boje ferner an, dass sich auch die Forschungsinstitutionen und selbst die höheren Handelsschulen den neuen Wirtschaftsgeschichtlichen Fragen annehmen. Insofern findet Wirtschaftsgeschichte oft in größerem fachlichen Zusammenhang statt, ohne dass die Forscher

sich explizit als Wirtschaftshistoriker bezeichnen. Eine interessante Ergänzung brachte der Kopenhagener Zeithistoriker Niels Thomassen, der einige Versäumnisse der eher konservativen Wirtschaftsge-schichtsforschung beklagte, darunter die lange Zeit völlige Missachtung der dänischen Wirtschaftsgeschichte unter deutscher Besatzung im Zwei-ten Weltkrieg.

Ebenfalls vor allem für die Wirt-schaftshistorie interessant war die Veranstaltung über maritime Ge-schichte, deren Forschungsschwer-punkt an der Abteilung der süddäni-schen Universität in Esbjerg ist. Der Diskussionsleiter Poul Holm betonte unter anderem die Verantwortung und Chance der Historiker, durch ihre Forschung zu einem besseren ökologischen Bewusstsein und Ver-ständnis beizutragen. Alf Ragnar Nielssen (Tromsø) stellte den Zu-sammenhang zwischen Umwelt- und Wirtschaftsgeschichte in den nordischen Küstenregionen dar. Dass Maritimgeschichte auch für die Ethnohistorie von Bedeutung ist, demonstrierte Ole Marquardt von der grönländischen Universität in Nuuk am Beispiel der immer vom Meer abhängigen grönländischen Bevölkerung. Martin Rheinheimer (Esbjerg) stellte anhand des Bei-spiels des legendären Amrumer Seemanns Hark Olufs vor, in wel-chem Maße biografische Aufzeich-nungen als maritimhistorische Quel-len genutzt werden können und wie

viele kultur-, wirtschafts- und so-zialgeschichtliche Rückschlüsse sich aus diesen ziehen lassen. Da es hier noch viele nicht oder nur wenig erforschte Quellen dieser Art gibt, ist dies ein dankbares Forschungsfeld.

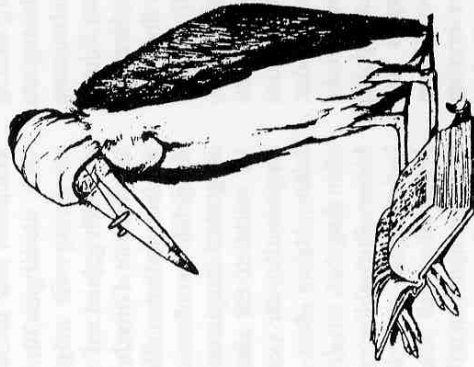
Schleswig-Holsteins Wirtschafts- und Sozialgeschichte im besonderen war schließlich noch durch den Vor-trag von Gerret Liebing Schlaber (Odense) vertreten. Hierbei ging es um die Armenpolitik im Schleswig des 19. Jahrhunderts, als Sozial-politik in erster Linie noch eine Aufgabe der Kommunen war. Deren Hauptziel war es schlicht und ein-fach, die Kosten für die Versorgung so gering wie möglich zu halten; dennoch gab es auf vielen Gebieten interessante Fortschritte, die später in den modernen Wohlfahrtsstaaten fortgeführt wurden.

Insgesamt muss man die Veranstal-ter wirklich für die hervorragende Organisation der Großveranstaltung loben. Neben dem großen fachli-chen Angebot, aus dem hier nur eine kleine Auswahl vorgestellt werden konnte, gab es jeden Abend die Möglichkeit, an einem „entspann-ten“ Arrangement teilzunehmen. So-wohl auf diesen als auch in den Dis-kussionsveranstaltungen und vor allem „dazwischen“ war es leicht, neue fachliche Kontakte zu knüpfen und alte aufzufrischen. Und gerade dies macht den besonderen Reiz und Wert solcher Veranstaltungen aus. Lobenswert war auch die Verbin-

dung mit der Parallelveranstaltung für Studenten.

Das nächste (25.) Historikertreffen dieser Reihe wird im Sommer 2004 an einer schwedischen Universität stattfinden, möglicherweise in Lund, wo 1905 das erste Treffen stattge-

funden hatte. Es wäre erfreulich, wenn der Arbeitskreis in dieser nicht so weit entfernten Stadt auch als solcher präsent sein könnte, etwa mit der Vorstellung eines dann lau-fenden Projektes.



Getreide- und Bohnenpreise von einem Wewelsflether Hof 1767-1795 (1809)

mitgeteilt von Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Getreidepreise älterer Zeit lassen sich am ehesten aus betriebswirtschaftlichen Unterlagen ermitteln. Denn Preisnotierungen spielten für die Verwaltung nur dann eine Rolle, wenn besondere Getreidepreisaussagen zu Versorgungsengpässen führten. Für Zeitungen konnten Getreidepreisnotierungen an bestimmten Märkten dann Bedeutung gewinnen, wenn in der Leserschaft ein starker Anteil an Getreideproduzenten bzw. -händlern vorhanden war. So gab etwa der „Altonaische Mercurius“ zeitweise wenigstens wöchentlich Preisinformationen über die am Altonaer Markt erzielten Getreide- und Feldfruchtpreise. Mir liegen u.a. Preisnotierungen aus dem Schreibungsbuch des Hofes von Osten in Wewelsfleth (Wilstermarsch, Krs. Steinburg) aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor, die ich im folgenden kurz auflisten will, um Material für eine noch zu schreibende Geschichte der Preise für Schleswig-Holstein¹ zur Verfügung

¹ Bislang liegt nur das Werk von Emil Waschinski, *Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein 1226-1864* (=QuFGSH 26), Neumünster 1952, vor, das v.a. auf Grund seiner methodischen Mängel äußerst problematisch ist. Immerhin hat Waschinski

in einem 2. Band dieses Werkes sein Material ausbreitet, das für weiterführende Studien unentbehrlich sein wird.

Jahr	Hafer	Gerste	Roggen à Tonne	Weizen	Bohnen
1767	2 m 12 ß	4 m 12 ß			
1768	2 m 8 ß	3 m 10 ß			
1769	2 m 8 ß	4 m 4 ß	3 m 12 ß	7 m	
1770		4 m 8 ß	5 m 6 ß	8 m 4 ß	
1771	5 m	6 m 14 ß	10 m		
1772	5 m 4 ß	8 m 12 ß	12 m	13 m 8 ß	
1773		7 m 4 ß	10 m 12 ß		
1774			7 m 4 ß		5 m 8 ß
1775		6 m 10 ß		13 m 14 ß	
1776			9 m	10 m 4 ß	4 m 6 ß
1777		3 m 4 ß	4 m		
1778		3 m 8 ß			
1779					
1780					
1781					
1782					
1783		8 m 4 ß	11 m 8 ß		4 m
1784	5 m 12 ß	10 m	12 m 10 ß		
1785	4 m 12 ß			13 m 4 ß	
1786	6 m				
1787	4 m 4 ß	6 m 4 ß	8 m 8 ß	12 m	
1788			6 m 10 ß	9 m 12 ß	
1789		5 m 8 ß			
1790					
1791	3 m 14 ß		8 m 8 ß		
1792	4 m				
1793					
1794		7 m 6 ß		12 m 8 ß	
1795	5 m 8 ß				
1809	6-7 m	10-12 m			

BUCHBESPRECHUNGEN

Schiene – Straße – Schiff. 100 Jahre Verkehrsbetriebe des Kreises Schleswig-Flensburg (1901-2001) (=Schriften der Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg 4), hg. von Matthias Scharf, Schleswig 2001.

Obwohl in den letzten Jahren zusammenfassende Arbeiten über die Verkehrsgeschichte Schleswig-Holsteins erschienen sind, fehlt es doch immer noch an Einzeluntersuchungen zu kleinregionalen Entwicklungen. Sie erst ermöglichen ein in die Tiefe gehendes Bild der Verkehrsrealitäten der Vergangenheit zu zeichnen. Zwar finden sich naturgemäß Veröffentlichungen von Eisenbahn- und Schiffsliedhabern, doch richten sich deren Interessen stets eher auf die Technikgeschichte und versuchen gar nicht erst, die Verliebtheit in technische Details durch strukturelle Blicke auf die Funktion der neuen Verkehrsmittel und ihre Rückwirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft zu betrachten. Wir sagten im Arbeitskreis früher „Pufferküsser“ zu diesen Laienforschern, die auf ihrem Gebiet oft beachtliches leisteten, aber den Strukturfragen so wenig abgewinnen konnten. Hier liegt nun eine

Veröffentlichung als Begleitheft zu einer Ausstellung vor, in der v.a. der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aspekt der vor 160 Jahren neuen Verkehrstechnik dominiert. Den einleitenden Überblick gibt Matthias Scharf, „Mit Volldampf in eine neue Zeit. Eisenbahnen als Schrittmacher der Modernisierung“ (S. 9-44), ganz auf der Höhe der neuen landesgeschichtlichen Forschung. Malte Bischoff fragt sich „Infrastrukturmotor oder Wirtschaftsbetrieb? Die Schleswiger Kreisbahn“ (S. 45-76) und zeichnet die bauliche, technische und betriebliche Entwicklung 1901-1989 nach. Ebenso berichtet Dirk W. Kupfer über die Flensburger Kreisbahn 1885-1953 (S. 77-98). Karen Precht beschreibt den Einfluß der Flensburger Kreisbahn auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe (S. 99-116) und stellt die vielfältigen Anregungen v.a. des Konsumgüter- und Agrarprodukthandels heraus. Mit einem Bildvergleich der Bahnhofsgebäude einst und jetzt (Umnutzungen zu Wohngebäuden) beteiligt sich Jochen Clausen (S. 117-128). Kirsten Franzen beschreibt die Entwicklung des Pferde-, Straßenbahn- und Omnibusverkehrs in Schleswig 1881-

1995 (S. 129-152). Der Kreisschiffahrt an der Ostküste des Kreises Schleswig ist der Beitrag* von Wolfgang Thiele gewidmet (S. 153-170); er schildert die Anfänge der Ausflugsfahrten seit 1845, den Betrieb unter Kreisaufsicht 1905-1936, schließlich die Privatisierung und die mit der Schifffahrt zu allen Zeiten zusammenhängenden Probleme. Den Beschluß bildet eine kleine Bilderchronik zum regionalen Busverkehr 1906-1963 von M. Scharf sowie eine Schilderung der Verkehrsbetriebe des Kreises Schleswig-Flensburg heute von Peter Hamisch (S. 177-183).

Nahezu alle Beiträge sind – mit Ausnahme des einführenden – auf der Basis von Quellen (oft Tageszeitungen!) neu erarbeitet worden und stellen damit eine echte Bereicherung der regionalen Verkehrsgeschichte dar. Sie stehen auch alle auf einem für eine Kleinregion beträchtlichen Niveau. Dieses Heft wird mit Sicherheit Eingang in die verkehrsgeschichtliche Landesforschung finden. Dazu wird mit Sicherheit auch das vielfältige und aufschlußreiche, dabei zumeist gut reproduzierte Bildmaterial beitragen.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Jüdisches Leben und Judenverfolgung in den Frieslanden. Beiträge vom 4. Historiker-Treffen des Nordfriisk Institoot, hg. von Fiete Pingel und Thomas Steensen, Bräist/ Bredstedt 2001.

Die Geschichte der Juden in den Frieslanden, der das 4. Historikertreffen des *Nordfriisk Institoot* am 13. November 1999 in Bredstedt gewidmet war, ist ein Thema, das in der Forschung lange Zeit ignoriert wurde. Wie Thomas Steensen in seiner Eröffnungsansprache ausführte, herrschte jahrzehntelang die Ansicht vor, daß es in Friesland so gut wie keine Juden gegeben habe. Tatsächlich war die Anzahl der Juden in den Frieslanden immer gering, doch sie bildeten über einen als drei Jahrhunderte hinweg einen Teil der dortigen Bevölkerung, bis das jüdische Leben in der Zeit des Nationalsozialismus fast vollständig ausgelöscht wurde. Es sei, so Steensen, eine Verpflichtung, sich diesem Tatbestand zu stellen und die Geschichte der Juden in den Frieslanden so weit wie möglich aufzuhellen. Inzwischen liegen in allen drei Frieslanden Forschungsergebnisse vor, die auf der Bredstedter Konferenz erstmals zusammengetragen und verglichen wurden.

An Steensens Vorwort und die Grußansprache Rolf-Peter Carls vom schleswig-holsteinischen Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur schließen sich drei längere Überblicksaufsätze zum

jüdischen Leben in den drei Fries-
landen an. Den Anfang machen
Fiete Pingel und Thomas Steensen
mit ihrem Beitrag über Nordfries-
land, der in gelungener Weise
grundsätzliche Beobachtungen, so
zum Antisemitismus, mit den Erin-
nerungen und Schicksalen von Ein-
zelpersonen verbindet. Im Mittel-
punkt des Aufsatzes steht das
jüdische Leben in Friedrichstadt, wo
sich aufgrund der dort traditionellen
religiösen Toleranz ab dem späten
17. Jh. die einzige jüdische Gemein-
de im Bereich des heutigen Kreises
Nordfriesland entwickeln konnte.
Sie bestand aus aschkenasischen
Juden und war um die Mitte des 19.
Jhs. mit über 400 Personen nach der
evangelisch-lutherischen Gemeinde
die zweitgrößte religiöse Gruppe in
der Stadt. Nach der Verkündung der
Emanzipation im Herzogtum
Schleswig suchten viele Juden ihr
Auskommen in den größeren
Städten, so daß die Zahl der Frie-
driehstädter Juden stark zurückging:
1905 zählte die Gemeinde noch 117
Mitglieder, und bis 1925 sank die
Anzahl weiter auf 40 Personen.
Außerhalb Friedrichstadts lebten nur
sehr wenige Juden in der Region:
Der Volkszählung von 1925 zufolge
waren in den Kreisen Sütdondern,
Husum und Eiderstedt rund 30
Personen mosaischen Glaubens an-
sässig, von denen die meisten auf
Sylt und Föhr lebten. Die national-
sozialistische Propaganda fiel in
Nordfriesland seit der Endkrise der

Weimarer Republik ab 1930 auf
„überdurchschnittlich fruchtbaren
Boden“ (S. 27) – die NSDAP-Er-
gebnisse bei den Wahlen 1932 und
1933 gehörten zu den höchsten in
ganz Deutschland. Wohl weniger als
ein Dutzend der im Gebiet des
heutigen Kreises Nordfriesland an-
sässigen Juden überlebte die NS-
Zeit, die meisten von ihnen auf Sylt.
Etwa 70 Menschen fielen dem
Rassenwahn des Nationalsozialis-
mus zum Opfer. Offenbar führte die
in sich relativ fest gefügte Lebens-
gemeinschaft auf den Inseln dazu,
daß hier Juden als Nachbarn unter
Nachbarn Schutz und Unterstützung
zuteil wurde. Die stets gepriesene,
jahrhundertalte Toleranz Friedrich-
stadts hingegen versagte nach An-
sicht der Autoren vor der Herrschaft
des Nationalsozialismus.

Herbert Reyer schildert in seinem
Beitrag die Geschichte der Juden in
Ostfriesland von der ersten Ansied-
lung in der gräflichen Residenzstadt
Emden um 1530 bis zu ihrer Ver-
treibung im Jahre 1940. Im weiteren
Verlauf des 16. sowie im 17. Jh.
ließen sich auch in anderen ost-
friesischen Städten Juden nieder, so
u.a. in Norden, Aurich, Leer und
Wittmund, wobei die Gemeinde in
Emden jedoch die größte und be-
deutendste blieb. Emden nahm auch
insofern eine Sonderstellung ein, als
es als quasi-autonome Reichsstadt
gegenüber der Landesherrschaft bis
zum Übergang des Landes an
Preußen 1744 ein eigenes Juden-

schutzrecht behaupten konnte. Im
Zuge der Emanzipationsbemühun-
gen erfolgte seit den 30er Jahren des
19. Jhs. die Errichtung einer Reihe
von Synagogen(neu)bauten, unter
denen die Synagoge auf Norderney
(1878) besonders erwähnenswert ist,
da sie ausschließlich auf der Basis
von Spenden auswärtiger jüdischer
Badegäste gebaut werden konnte.
Nach den Ergebnissen der Volks-
zählung von 1925 lebten kurz vor
Beginn der NS-Zeit in Ostfriesland
2456 überwiegend in den Städten
ansässige Juden, was einem Bevöl-
kerungsanteil von lediglich 0,84%
entsprach. Trotzdem habe sich hier,
so Reyer, schon seit dem späten 19.
Jh. der Antisemitismus an der un-
liebsamen jüdischen Konkurrenz im
Viehhandel entzündet. Nicht ganz
von ungefähr erzielten die National-
sozialisten gerade in Ostfriesland –
mit Ausnahme von Emden – bei den
Wahlen in der Weimarer Zeit ihre
größten Anfangserfolge in Deutsch-
land. Die geplante geschlossene
Deportation der ostfriesischen Juden
nach Polen 1940 scheiterte am
Fehlen von Transportkapazitäten
und am Verhandlungsgeschick der
Reichsvertretung der Juden in
Deutschland; statt dessen gestaltete
sich der Abzug der Juden als mehr
oder weniger geordnete „Binnen-
wanderung“ innerhalb des Deut-
schen Reiches. Im April 1940 galt
Ostfriesland als „judenfrei“.
Im Vergleich zu den sachlich infor-
mativen und gut lesbaren Über-

blickstexten zu Nord- und Ostfries-
land fällt der folgende Aufsatz zu
Westfriesland leider inhaltlich und
sprachlich deutlich ab. Sjoerd de
Haan, der als Archivar am Rijks-
archief in Ljouwert/Leeuwarden tä-
tig ist, wurde zur Beschäftigung mit
der jüdischen Geschichte der nieder-
ländischen Provinz Friesland veran-
laßt, als er 1995 den Auftrag erhielt,
die Archivbestände der Synagogen
und der dazugehörigen jüdischen
Gemeinden in Friesland der For-
schung zugänglich zu machen. Ent-
gegen einer verbreiteten Legende,
derzufolge die Friesen als Nach-
kommen der von Kaiser Vespasian
aus Palästina vertriebenen Juden
anzusehen sind, gilt es heute als
sicher, daß in Friesland bis zur
Frühen Neuzeit keine Juden lebten.
Der älteste Beleg für die Anwesen-
heit von Juden in Friesland stammt
aus dem Jahre 1539; zu einer
nennenswerten jüdischen Einwande-
rung kam es jedoch erst nach 1600.
Genauere Zahlenangaben existieren
allerdings nicht vor der Zeit der
französischen Vorherrschaft (1795-
1813). Im Jahre 1874 erreichte die
Provinz mit über 2200 Personen die
höchste Anzahl an jüdischen Ein-
wohnern (fast ausschließlich Asch-
kenasim), die meist als Schächter
und Hausierer arbeiteten. Trotz der
weitgehenden religiösen Toleranz
waren Juden nicht in allen Berufen
zugelassen, und auch die Ausübung
ihrer Religion war nur unter der Be-
dingung möglich, daß die Synago-

gen ein unauffälliges Äußeres hatten. Gegen Ende des 19. Jhs. kam es zu einer Abwanderungsbewegung aus Friesland, die u.a. damit zu erklären ist, daß durch die steigende Mobilität der Landbevölkerung der umherziehende Kaufmann allmählich überflüssig wurde. Infolge des Abzugs so vieler Gemeindeglieder wurde es erforderlich, die kleineren Gemeinden zusammenzulegen, so daß am Vorabend des Zweiten Weltkrieges nur noch vier jüdische Gemeinden in Leeuwarden, Harlingen, Sneek und Gorredijk übrigblieben. Von den 948 Juden, die bei der Volkszählung 1930 noch in Friesland lebten, fielen etwa 600 dem Völkermord der Nationalsozialisten zum Opfer. Der einzigen jüdischen Gemeinde Frieslands, die durch Zusammenlegung der vier vorgenannten Gemeinden entstand, gehören heute etwa 40 Mitglieder an.

Die Lektüre des Beitrags von de Haan wird durch Wiederholungen und zahlreiche chronologische Vor- und Rücksprünge erschwert. Eine sprachliche Überarbeitung dieses Beitrags vor der Drucklegung ist offensichtlich nicht erfolgt. Bedauerlicherweise hat – ungeachtet der noch während der Tagung geäußerten Kritik – aber auch keine gedankliche Weiterentwicklung stattgefunden. Während de Haan auf S. 56 richtig bemerkt, daß die Zugehörigkeit zum Judentum bei der Volkszählung 1941 „nach deutschen Kri-

terien“, d.h. anhand der Abstammung, bestimmt worden und das Ergebnis daher verfälscht sei, scheint er an späterer Stelle dieses fragwürdigen Kriterium selbst zu übernehmen: Wie sonst wäre es zu erklären, daß er auf S. 71 schreibt, daß man den Umfang der jüdischen Bevölkerung Frieslands (de Haan geht von ca. 400 Familien aus!) nicht aus der Zahl der Gemeindeglieder schließen könne? Schon auf der Tagung sorgte dieser Punkt seines Vortrags für die irritierte Nachfrage, ob er das Jüdischsein etwa an der „Rasse“ definiere, worauf de Haan nichts weiter zu antworten wußte als ein bestätigendes: „An der Rasse – ja, das tu' ich!“ Das Eingreifen der Tagungsleiter Pingel und Steensen verhinderte lautstarke Publikumsreaktionen, doch der Unmut blieb. Manch einer wartete wohl mit mir auf eine Klärung in der schriftlichen Fassung des Vortrags – leider vergeblich. Es bleibt daher die Frage, ob de Haan sich tatsächlich nur mißverständlich ausgedrückt und die Mißverständlichkeit seiner Ausführungen noch immer nicht bemerkt hat.

An die drei längeren Überblickstexte schließt sich ein kurzer Beitrag von Wiebe Bergsma, Historiker an der *Fryske Akademy* in Leeuwarden, über Versuche der Judenbekehrung im Friesland des 17. Jhs. an. Bergsma beschreibt hier ein relativ zurückhaltend formuliertes Bekehrungsprogramm, das 1678 auf der

Synode der Reformierten Kirche Frieslands vorgestellt wurde. Die Milde des Programms, so Bergsmas Kommentar, hänge damit zusammen, daß sich die Haltung der Reformierten Kirche gegenüber religiösen Dissidenten im späten 17. Jh. generell geändert habe: Die Bekehrung sollte nicht mehr auf dem Wege aggressiver Missionierung geschehen, sondern die Kirchenangehörigen wurden dazu angehalten, Andersgläubige durch ihren eigenen vorbildlichen Lebenswandel von der Kraft ihrer Religion zu überzeugen. In der Praxis bewirkten diese Programme jedoch wenig: In der Provinz Groningen etwa ließen sich im 17. und 18. Jh. nur 43 Juden für die Reformierte Kirche gewinnen, und in Friesland dürfte die Zahl noch deutlich geringer gewesen sein.

Der Autor des folgenden, sehr engagierten Aufsatzes über „Juden in Schleswig-Holstein vor und nach 1933“ ist Gerhard Paul, der sein profundes Wissen auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte Norddeutschlands nicht zuletzt als Mitherausgeber des Sammelbandes „Menora und Hakenkreuz“ unter Beweis stellte. Das jüdische Leben im Schleswig-Holstein der 1920er und frühen 30er Jahre ist, wie Paul ausführt, von einer eigenartigen Dichotomie geprägt: einem außerordentlich hohen NSDAP-Wähleranteil und einem außerordentlich niedrigen jüdischen Bevölkerungsanteil. In der preußischen Provinz

Schleswig-Holstein, zu der bis 1937 noch Altona, Wandsbek und einige Hamburger Umlandgemeinden, noch nicht jedoch die Hansestadt und der Landesteil Lübeck gehörten, lag der jüdische Bevölkerungsanteil 1925 bei 0,27% (reichsweit 0,9%). Zudem bestand ein ausgeprägtes Stadt-Land-Gefälle, das dazu führte, daß Schleswig-Holstein außerhalb von Altona (2409 Juden) und Kiel (605 Juden) eine Region war, in der Juden vor allem auf dem Lande kaum präsent waren bzw. völlig vereinzelt lebten, so daß man zu Recht von einer „Diaspora in der Diaspora“ sprechen kann (S. 79). Als Reaktion auf die Situation der doppelten Diaspora schlossen sich die jüdischen Gemeinden 1912 zum „Verband jüdischer Gemeinden Schleswig-Holsteins“ zusammen, der wiederum Mitglied im „Preußischen Landesverband jüdischer Gemeinden“ in Berlin war. Um die Betreuung der verstreut lebenden Juden zu verbessern und die vom zunehmenden Antisemitismus bedrängten Kleingemeinden zu stärken, beschloß der Verband u.a. die Einrichtung von drei Wanderlehrerbezirken mit Sitz in Friedrichstadt, Elmshorn und Segeberg und die Bildung des Bezirksrabitinats Friedrichstadt-Flensburg. In der Zeit des Nationalsozialismus erwies sich das Abseits der Provinz nur in Ausnahmefällen als sicherer Ort; im allgemeinen war der Verfolgungs- und Auswanderungsdruck auf dem

Lande stärker als in den Städten mit größeren Gemeinden. Trotzdem existierte bis zur „Wende“ in der Judenpolitik 1938 weiterhin ein Netzwerk von Einrichtungen der jüdischen Selbstbehauptung, der sozialen Hilfe und der Auswanderungsvorbereitung. Von den insgesamt 1742 Personen, die nach den Maßstäben der Nationalsozialisten am Vorabend des Krieges als Juden galten (davon waren nur 575 sogenannte „Glaubensjuden“), fielen nach den gegenwärtig verfügbaren Daten mindestens 790 dem Völkermord zum Opfer. Überlebenden konnten die Verfolgten am ehesten auf den nordfriesischen Inseln, wo die soziale bzw. die räumlich-körperliche Nähe als gewaltretardierender Faktor besonders wirksam wurde. Abschließend beklagt Paul, daß die hiesige Landesregierung in Fragen der Gedenkstättenpädagogik sowie bei der Rückgabe der in den Magazinen der Museen verschwendeten geraubten Judaica in einer „bundesweit einzigartigen Lethargie“ verharre (S. 97), womit sich Schleswig-Holstein zur „Schlußlaterne in der bundesdeutschen Gedenkstättenarbeit“ gemacht habe (S. 98).

Auf die folgenden vier Kurzbeiträge, die wichtige Einzelbereiche der jüdischen Geschichte in den Frieslanden exemplarisch behandeln, kann hier leider nur sehr knapp eingegangen werden, um den Rahmen dieser Rezension nicht zu

sprengen. Zunächst berichtet Dieter Lohmeier über das Leben des sephardischen Juden Jacob Mussaphia (1647-1701) und die Anfänge der Niederlassung von Juden in Tönning und Friedrichstadt. Mussaphia, der 1674 als einer der ersten Juden die Erlaubnis erhielt, sich in Tönning anzusiedeln, war Silberlieferant und Münzpächter des Herzogs und avancierte in den 1680er Jahren zum Hofjuden.

Der Aufsatz von Manfred Wedemeyer befaßt sich mit dem Antisemitismus auf Sylt, dessen Anfänge schon vor dem Ersten Weltkrieg erkennbar wurden. Obwohl einzelne Juden auf Sylt die NS-Zeit überlebten, zieht Wedemeyer das Resümee, daß die Sylter Inselgesellschaft trotz ihrer oft beschworenen Eigenständigkeit zur selben Zeit den Weg in den Nationalsozialismus gegangen sei wie die übrigen deutschen Landesteile.

Claas Riecken stellt in seinem Beitrag die jüdischen Wissenschaftler Friedrich Salomo(n) Krauss, Fritz Braun, Otto Bremer und Agathe Lasch als Erforscher des Friesischen und des Niederdeutschen vor. Von ihnen fühlte sich lediglich Krauss als gläubiger Jude, während die anderen eine ausgeprägte deutschnationale Einstellung an den Tag legten. Diese Tatsache betrachtet Riecken als Bestätigung seiner These, daß ihnen die Beschäftigung mit dem als besonders altertümlich „germanisch“ geltenden Niederdeut-

schon bzw. Friesischen als Kompensation ihrer jüdischen Herkunft diene.

Das Thema des Aufsatzes von Christiane Thomsen ist Friedrichstadts Umgang mit seiner jüdischen Vergangenheit. Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit begann erst 1971 mit der Gründung der „Gesellschaft für Friedrichstädter Stadtgeschichte“. Inzwischen wurden im Stadtarchiv durch Karl Michelson und Heinz Hammer umfangreiche Materialien zur jüdischen Geschichte der Stadt zusammengetragen und Kontakte zu überlebenden Friedrichstädter Juden und ihren Nachkommen aufgebaut. 1990 erwarb die Stadt Friedrichstadt die ehemalige Synagoge, die in Zukunft als Kultur- und Gedenkstätte dienen soll. Am Schluß ihres Aufsatzes weist die Museumsleiterin darauf hin, daß vor allem die Aufarbeitung des Verhältnisses der Friedrichstädter während der Nachkriegszeit, als jeder Hinweis auf die NS-Vergangenheit der Stadt als „Nestbeschmutzung“ galt, noch immer ein wichtiges Desiderat sei.

Insgesamt bietet der gut lesbare Band ein informatives, facettenreiches Bild der jüdischen Geschichte in den Frieslanden, das durch eindrucksvolle Bilddokumente sinnvoll ergänzt wird.

Gesine Carl

Martin Rheinheimer, Der fremde Sohn. Hark Olufs' Wiederkehr aus der Sklaverei (=Nordfriesische Quellen und Studien 3), Neumünster 2001.

Hark Olufs ist kein ganz Unbekannter, denn sein Schicksal, auch publizistisch verarbeitet, ist wenigstens durch den kostbaren Grabstein auf dem Kirchhof von Nebel auf Amrum vielen bereits aufgefallen. Olufs geriet als Amrumer Seefahrer im Alter von knapp 16 Jahren in die Hände eines algerischen Kapitäns, wurde als Sklave an den Bey (einen Territorialherren und dem Dey von Algerien) von Constantine verkauft, brachte es dort zu Ruhm und Ehre und wurde 1735 freigelassen. Er kehrte nach Amrum zurück und starb 1754, nicht ohne zuvor (wohl mit fremder Hilfe) seine Abenteuer kurzgefaßt in schriftlicher Form gebracht und in dänischer Sprache 1747 publiziert zu haben. Um ihn und sein Schicksal rankten sich möglichen Legenden – Grund genug für Martin Rheinheimer, sich dieser außergewöhnlichen Lebensgeschichte und ihrer Nachwirkung in sozial- und mentalitätshistorischer Absicht einmal ausführlich anzunehmen. Ganz gründlich geht er dem kurz geschilderten Leben nach, sucht und findet weitere Quellen und stellt ein paar – leider aus dem Quellenmaterial nur schwer zu beantwortende – Fragen. Im Grunde interessiert sich Martin Rheinheimer

mehr für das, was in der kurzen Teilautobiographie nicht zu lesen ist; von zentraler Bedeutung für ihn sind die Dreh- und Angelpunkte des Lebenslaufes: die vermutete Teilintegration in die nordafrikanische, islamisch geprägte Welt und die Rückkehr in die Enge der christlich-protestantisch geprägten Heimat. Zentral ist dabei die Frage nach der Identität, besser den Identitäten, die Olufs erwerben mußte, um dort wie hier zu überleben. Bezeichnenderweise liegt über diesen Dreh- und Angelpunkten ein Schleier. Olufs gibt nicht bekannt, ob er sich zum Islam bekehrt hat – also ein Renegat geworden ist – oder nicht. Manches spricht dafür, anderes dagegen. Seine Wiederaufnahme in die Inselgesellschaft erfolgt durch eine nochmalige Konfirmation seines christlich-protestantischen Glaubens (bei der er allerdings in algerischer Tracht auftrat). Kurzum: es bleiben zahlreiche Unklarheiten, für deren Beseitigung die Quellengrundlage einfach fehlt.

Martin Rheinheimer versucht, Olufs „gerecht“ zu werden, ihn weder zu verdammten, noch zu verklären, sondern ihn einfach als Menschen zu sehen, der sein – weitgehend fremdbestimmtes – Lebensschicksal zu meistern suchte, was ihm verschiedentlich auch gut gelang. Dabei arbeitet der Kommentator außer mit dem Handwerkszeug des Historikers auch mit vornehmlich sozial- und entwicklungspsychologischen Deu-

tungsmustern. Ich habe schon früher zu bedenken gegeben, daß in der Gegenwart – cum grano salis – entwickelte Theorien über die psychische und psychosoziale Entwicklung möglicherweise auf Menschen vergangener Gesellschaften nicht ganz besonders gut anzuwenden sind. Ihre Anwendung impliziert nämlich einen Menschen, dessen psychische Prozesse zu den anthropologischen Konstanten gehören, also nicht sehr starkem kulturellem Wandel unterworfen sind. Wenn Sigmund Freud für das gehobene Bürgertum westlichen Kulturzuschnitts der Kaiserzeit zutreffende Analysen und Modelle entwickelt hat, müssen diese für Menschen aus anderen Zeiten und anderer kultureller Prägung nicht zutreffen (Ödipuskomplex!); das nämliche gilt für die entwicklungspsychologischen Modelle Erik H. Eriksons. Ich sage das nur noch einmal, um möglicherweise eine Problematisierung dieses Zugriffs und davon bestimmten Deutungsmustern zu erreichen.

Davon abgesehen, sind die Nachforschungen und Überlegungen Martin Rheinheimers zu diesem Fall einer Fremdwendung und Wiederkehr in das (noch vertraute?) Umfeld gut zu lesen. Sie bieten Anregungen, generell über die psychischen Aspekte von gewollter und ungewollter regionaler Mobilität nachzudenken – und das ist ja nicht nur, aber gerade im Fall der Inselfriesen mit ihrem

hohen Auswandereranteil in der preußischen Zeit von Nutzen. Zum Schluß werden der dänische (Kopenhagen 1747) und der deutsche (Flensburg 1751) Erstdruck in Spalten nebeneinander gestellt, so daß jeder Leser auch die Hauptquelle zur Hand hat.

Das Buch ist – wohl nach dem Motto: Bilder müssen aber! – mit zum Teil redundanten und zumeist schlecht reproduzierten Bildern gefüllt (darunter solche mit der Unterschrift „Das Watt südlich von Amrum“ [S. 11], „Die Amrumer Westküste“ [S. 16], „Die große Mosee mit der Ka’ba während des Pilgermonats, um 1995“ [S. 61], „Constantine, Palast des Beys ... (1826-1837) errichtet“ [S. 69]). Die meisten Bilder hätten, wenn ihre Qualität besser gewesen wäre, sicher zur Anschauung noch mehr beitragen können. Sachliche Fehler sind mir kaum aufgefallen (S. 29: Nickels ist die nordfriesische Form von Nicolaus und nicht von Cornelius – vgl. Kleine Namenkunde für Föhr und Amrum, hg. von V.F. Faltings, Hamburg 1985, S. 56; S. 105: das Verb intentionieren gibt es nicht, es muß intendieren heißen). Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert dieser ansonsten sorgfältig und gründlichst erarbeiteten Studie in keiner Weise schmälern.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Rolf Schulte, Hexenverfolgung in Schleswig-Holstein vom 16.-18. Jahrhundert, Heide 2001.

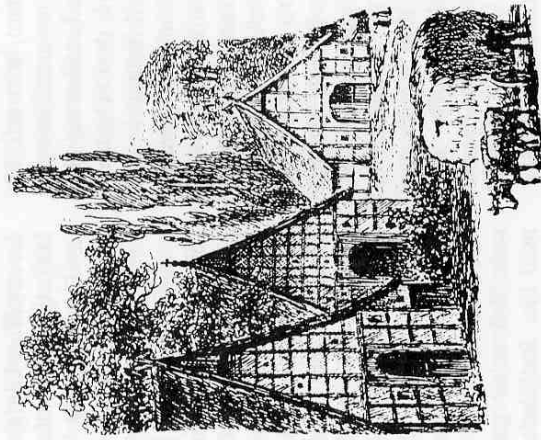
Auf der Basis ausführlicher Quellen- und Literaturrecherchen faßt Rolf Schulte in diesem Buch die Kenntnisse über Hexenverfolgungen in Schleswig-Holstein zusammen. Es ist die erste Zusammenschau, seitdem Heberling die Ergebnisse seiner Dissertation 1915 in der ZSHG publizierte. Seitdem hat sich in der Forschung auf unterschiedlichen Ebenen viel ereignet. Ziel des vorliegenden Buches ist, die Hexenverfolgungen im Rahmen des in- zwischen erarbeiteten europäischen historiographischen Kontextes darzustellen und viele (Fehl-)Urteile insbesondere der Heimatforschung richtigzustellen. Das Buch soll wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, aber auch für den historisch interessierten Laien zugänglich sein. Es zeigt leider einen reißerischen Umschlag – irgend so ein Friedhofsgitter, das mit dem Inhalt des Buches nichts zu tun hat, aber wohl verkaufsfördernd sein soll. Das Buch ist in neun Abschnitte geteilt. Der Einleitung „zauberische Frauen“ (S. 7-15) folgt zunächst eine ideengeschichtliche Einordnung: „Die Hexenlehre und ihre Kritiker“ (S. 16-34), in der insbesondere die für die Herzogtümer wirksamen Theoretiker der Hexenlehre (Hemmingsen, Meiger, von Anten, Moritz, Michaelis, Ipsen, Goldschmidt) in ihren Auffassungen

vorgestellt werden. Der rechtliche Hintergrund der Prozesse wird im Kapitel „Recht und Gericht“ abrißartig dargestellt (S. 35-42). Wie tatsächlich die Prozesse in verschiedenen Varianten abließen, läßt sich im Abschnitt „Von der Anzeige bis zum tödlichen Ende: Etappen eines Hexenprozesses“ (S. 43-66) nachlesen. Es folgen die Kapitel „Chronologie“ (S. 67-71) und „Geographie der Verfolgung“ (S. 72-83), in denen es um die zeitliche und räumliche Verteilung der 846 nachweisbaren Prozesse geht; der Höhepunkt der Verfolgungen lag in den Dezenen 1610-1629; im Lande gibt es deutliche Unterschiede der Verfolgung (stark: Fehmarn, schwach: lübisches Gebiet). Der anschließende Abschnitt „Das Verbrechen der Hexerei“ (S. 84-96), in dem Schadenszauber, Teufelsverbindungen und Teufelsrituale beschrieben werden, hätte wohl systematisch etwas weiter vorn stehen müssen – etwa nach „Recht und Gericht“. Dasselbe gilt für das Kapitel „Die Hexe“ (S. 97-107), in dem versucht wird, die „typische“ Hexe wenigstens ansatzweise zu umreißen. Im Schlußkapitel (S. 108-114) bietet Rolf Schulte eine ökonomische Erklärung für den wellenartigen Ablauf der Phasen stärkerer und schwächerer Hexenverfolgung: wirtschaftliche Krisen (Preisstörungen) korrelieren seiner Meinung nach positiv mit Phasen gesteigerter Verfolgung. Schließlich bietet er in tabellarischer

Form ein „Verzeichnis sämtlicher Opfer in Hexenprozessen in Schleswig und Holstein 1530-1735“ (S. 115-143). Anmerkungen sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis (nicht immer ist die alphabetische Reihung eingehalten) be-schließen den Band. Von den 19 Abbildungen stammen nur drei aus Schleswig-Holstein. Man kann sicher über die eine oder andere Interpretation des Autors streiten. Sicher darf man auch der Auffassung sein, daß seine „aufklärerische Parteilichkeit“, die sich dem Thema nicht verstellend, sondern verurteilend nähert (z.B. „Verfolger und Gerichtsorgane sind bereitwillige Obrigkeiten“, „der Tat-hergang ist eine *absurd erscheinende Beschuldigung*, aufgrund derer mehrere Menschen in einer *sadistischen* Quälerei schließlich umgebracht ... werden“ [S. 13], die Zeichnung der Hinrichtungen als „Justizmorde“ [S. 67], „der Terror der Hexenverfolgung“ [S. 71f.]), zu wenig historiographische Distanz erkennen läßt. Insgesamt ist die Haltung von Rolf Schulte nicht durch die Akzeptanz magischer Realitäten der frühneuzeitlichen ländlichen Gesellschaft gekennzeichnet – er stellt schlicht in Abrede, daß es sie gab: „Apodiktisch muß hier festgehalten werden, daß zauberische Praktiken wirkungslos sind und magische Manipulationen keine Wirkung in der Realität haben.“ (S. 86) Das ist mit rationa-

listischem Eifer gesprochen, hat aber mit der mentalen Realität der Menschen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts herzlich wenig zu tun! Schon ein Blick in das von ihm benutzte Buch von K.-S. Kramer, *Volksleben in Holstein*, hätte ihm das gezeigt. Eine Reihe kleinerer Fehler (nur z.B. „Generalsuperintendent, d.h. Propst“ [S. 47], „Endlicher Reichstag“ statt „Reichstag“ [S. 62], „Herrschaftsmethode des lübeckischen Patriziats“ [S. 79]) spielen keine bedeutende Rolle. Rolf Schulte hat jenseits dieser Einwände

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt



Ziele und Aufgaben des Irseer Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte

von *Christof Jegg*

Im Frühjahr 2001 wurde mit dem Irseer Arbeitskreis für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte ein neues überregionales Diskussionsforum für das Themenfeld gegründet. Die von Mark Häberlein (Freiburg) und Christof Jegg (Berlin) entwickelte Idee und Konzeption stieß bei Markwart Herzog und Rainer Jehl von der Schwabenakademie Irsee auf großes Interesse, so daß der Arbeitskreis als jährlich stattfindende Veranstaltung in das Programm der Schwabenakademie aufgenommen wurde. Nachdem die erste Tagung im März 2001 zum Thema *Minderheiten in der frühneuzeitlichen Wirtschaft* mit rund 35 TeilnehmerInnen, darunter auch Mediävisten, sehr positiv aufgenommen wurde, wird die Arbeit vom 22.-24. März 2002 mit einer Tagung zur *Gewerblichen Produktion und Arbeitsorganisation* fortgesetzt.

Im folgenden werden einige Überlegungen vorgestellt, die mir für die

Arbeit des Arbeitskreises wichtig erscheinen.¹ Dies wird in vier Schritten geschehen:

1. wird auf einige problematische Erbschaften der bisherigen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der vorindustriellen Zeit hingewiesen,
2. versucht, einige Ursachen des gegenwärtigen Bedeutungsverlusts der Wirtschafts- und Sozialgeschichte festzustellen,
3. ein Vorschlag zur wissenschaftlich-konzeptionellen Ausrichtung des Arbeitskreises entwickelt,
4. folgen einige Bemerkungen zur Arbeitsweise des Arbeitskreises.

1. Erbschaften

Die beachtlichen Leistungen, die bereits von der älteren Forschung zur vorindustriellen Wirtschafts- und Sozialgeschichte erbracht wurden,

¹ Der folgende Text ist der leicht überarbeitete Einführungsvortrag der ersten Tagung. Die Anmerkungen beschränken sich auf die wichtigsten Nachweise.

sind den meisten wohl geläufig. Eine eingehende Würdigung, die wegen der internationalen Ausrichtung des Fachgebietes im europäischen Rahmen durchgeführt werden müßte, würde einen eigenen Vortrag füllen. Da die wesentliche Aufgabe des Arbeitskreises in der Weiterentwicklung des Fachgebiets besteht, möchte ich auf einige problematischen Erbschaften eingehen.

Eine der prägenden Erbschaften der deutschen historischen Forschung ist ein Wissenschaftsverständnis, das Wolfgang Weber in seiner Studie „Priester der Klio“ als *Historistische Tradition* beschrieben hat.² Kennzeichen dieser Tradition ist der weitgehende Verzicht auf eine wissenschaftstheoretische Durchdringung ihrer Arbeitsweise, die gerne mit dem nebulösen Begriff *Der Historischen Methode* kaschiert wird. In der Wirtschafts- und Sozialgeschichte führte dies häufig zu einer oft recht beliebigen Aneinanderreihung von *Nachrichten*. Wolfgang von Stromer hat diese Darstellungen als *ausgeschüttete Karteikästen* bezeichnet.³ Falls eine systematische Konzeption zu Grunde gelegt

² Wolfgang Weber, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970*, 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York 1987, hier S. 13-28.

³ Wortbeitrag auf der Tagung „Die Welter. Ein oberdeutsches Handelshaus und sein historisches Umfeld“, Schloß Reisenburg, Günzburg 1998.

wurde, war diese meist von den Aprioriannahmen aus dem Umfeld der Historischen Schule der Nationalökonomie geprägt. Die Quellentexte wurden häufig aus dem Zusammenhang genommen und als Versatzstücke vorgefaßten Strukturen untergeordnet. Durch die Einführung von quantitativ-volkswirtschaftlichen Verfahren durch Wilhelm Abel und Anleihen bei Walter Christallers geographischem Zentralismuskonzept konnten zwar Erfolge in der Systematisierung erzielt werden, auf eine breite Systematisierung von Forschungskonzepten wurde jedoch verzichtet. Die Folge dieser Erbschaft ist ein latentes Defizit in der Konzeptionalisierung der vorindustriellen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, das noch in der Debatte der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ zur Lage des Fachgebiets im Jahr 1995 offenkundig wurde.⁴

Eine weitere Erbschaft ist die nunmehr unübersichtliche Einbindung der meisten damaligen Wirtschafts- und Sozialhistoriker in den wissenschaftlichen Apparat des Nationalsozialismus. Die biographische und institutionelle Seite dieses Erbes wird gegenwärtig intensiv erforscht. Für die Arbeit des Arbeitskreises

⁴ Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Neue Wege? Zum wissenschaftlichen Standort des Faches, in: VSWG 82, 1995, S. 397-422 und S. 497-510.

wäre wichtig, die ideologische Seite nicht aus dem Auge zu verlieren, zumal dieselben Forscher die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik wesentlich mitgeprägt haben. Wie eine entsprechende Würdigung von bisherigen Standardwerken aussehens kann, haben Gadi Algazi und Reinhard Blänkner am Beispiel von Otto Brunner⁵ und Wolfgang Behringer am Beispiel von Günther Franz gezeigt.⁶ Über einzelne Werke hinaus wäre beispielsweise zu fragen, ob und wie Handlungsgeschichtsschreibung und Geopolitik zusammenhängen. Erste Ansätze hierzu hat zum Beispiel Michaela Schmölz-Häberlein anhand der Ko-

⁵ Gadi Algazi, Otto Brunner – »Konkrete Ordnung« und Sprache der Zeit, in: Geschichtsschreibung als Legitimationsschichtenschrift 1918-1945, hg. von Peter Schöttler, Frankfurt a.M. 1997, S. 166-203; Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“, Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungsgeschichte im Spannungsfeld zwischen volkischem und alteuropäischem Geschichtsdanken, in: Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, hg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, S. 87-135.

⁶ Wolfgang Behringer, Von Krieg zu Krieg. Neue Perspektiven auf das Buch von Günther Franz „Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk“ (1940), in: Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, hg. v. Benigna von Krusenstjern u. Hans Medrek, Göttingen 1999, S. 543-591.

lonialunternehmungen der Welsler in Südamerika vorgelegt.⁷

2. Problemstellungen

Ein wesentliches Motiv, diesen Arbeitskreis zu gründen, war der Eindruck eines zunehmenden Bedeutungsverlustes von Fragestellungen und Themen der Wirtschaftsgeschichte und der Sozialgeschichte in der historischen Forschung. Da ein pauschaler Krisenbefund wenig sachdienlich und vor dem Hintergrund etlicher hervorragender Studien nicht zutreffend wäre, sind einige Differenzierungen notwendig. Der alte Streit zwischen der ursprünglich als Leitparadigma dienenden Politikgeschichte und der Sozialgeschichte ist inzwischen zugunsten der Sozialgeschichte entschieden. Damit wurde aber auch die alte polare Konstellation von Politikgeschichte, die als Allgemeine Geschichte verstanden wurde, auf der einen und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte auf der anderen Seite aufgelöst. Politikgeschichte wird heute überwiegend als Sozialgeschichte des Politischen betrachtet. Mit der Orientierung auf kulturhistorische Fragestellungen

⁷ Michaela Schmölz-Häberlein, Kaufleute, Kolonisten, Forscher. Die Rezeption des Veneziela-Unternehmens der Welsler in wissenschaftlichen und populären Darstellungen, in: Die Welsler. Neue Forschungen zur Geschichte und Kultur des oberdeutschen Handelshauses, hg. v. Mark Häberlein u. Johannes Burkhardt, Berlin 2001, S. 320-344.

und Forschungsstrategien hat sich die Sozialgeschichte weitgehend erschlossen. Gleichzeitig wurden die alten Grenzen zwischen den alten Teilgeschichten zugunsten von Konzepten aufgelöst, die an einem Forschungsgegenstand verschiedene Aspekte im Zusammenhang untersuchen. Mit der Verbreitung kulturhistorischer Fragestellungen und diskursanalytischer Verfahren wurden Fragen der sozialen Einbindung und sozialer Strukturierung vernachlässigt. Hierin ist auch eine Gegenbewegung zu den an vorgefaßten Kategorien orientierten Strukturanalysen zu sehen. Inzwischen wird zunehmend versucht, kulturelle Phänomene und soziale Strukturierung, die ihre Kategorien aus dem untersuchten Kontext gewinnt, aufeinander zu beziehen.

An den Rand gedrängt wurde der Bereich des Wirtschaftens, obwohl er das weite Feld der physischen, sozialen und kulturellen Auseinandersetzung mit der materiellen Welt umfaßt und damit die im wahrsten Sinn des Wortes substantiellen Grundlagen des menschlichen Lebens. Ein wesentlicher Grund für diese Entwicklung dürfte die Dominanz von Fragestellungen sein, die aus der Politikgeschichte in die Sozialgeschichte übernommen wurden. Die Hauptinteressen deutscher Sozialgeschichte der Frühneuzeit gelten den Bereichen der Herrschaftsausübung und des Geistigen/Religiösen. Wirtschaftliche Aspekte

spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle.

Ein grundsätzliches Problem der Wirtschaftsgeschichte besteht in der unzureichenden Konzeptionalisierung ihres Gegenstandes. Die Frage, was ‚Wirtschaft‘ eigentlich bedeutet, ist kaum gestellt, geschweige denn befriedigend geklärt worden. Bevor ich im dritten Punkt eine Antwort auf diese Frage versuche, möchte ich kurz auf einige bisherige Ansätze zur Konzeptionalisierung der vorindustriellen Wirtschaftsgeschichte eingehen.

Eine der Traditionen der Wirtschaftsgeschichte besteht in der Verbindung von Wirtschaftswissenschaft und Geschichte. Obwohl für die moderne Wirtschaftsgeschichte eine durchaus sinnvolle Verbindung, ist diese Beziehung präkär geworden, da der wirtschaftswissenschaftliche Mainstream in Deutschland kein wesentliches Interesse an historischen Perspektiven hat. Viele in wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen angesiedelte Lehrstühle für Wirtschaftsgeschichte sind daher in ihrem Bestand gefährdet. Die Beschäftigung mit vormoderner Wirtschaftsgeschichte ist dort ohnehin meist nicht vorgesehen. In den letzten Jahren spaltete sich die Wirtschaftsgeschichte zunehmend in einen volkswirtschaftlichen und einen sozial- und kulturwissenschaftlichen Zweig mit deutlicher Tendenz zur abgrenzenden Positionierung, die das Fach nicht gerade stärkt.

Für die Wirtschaftsgeschichte des vorliberalen Zeitalters ergibt sich das Problem, daß neoliberalen Wirtschaftsmodelle wegen ihrer weitgehenden apriorischen Setzungen nur eingeschränkt auf das Wirtschaften der vorliberalen Zeit angewandt werden können. Das gilt auch für die Neue Institutionenökonomie, die zwar von Douglass C. North in einer historischen Perspektive entwickelt wurde, wegen ihres neoliberalen Kerns bei der Anwendung jedoch zahlreiche Fragen aufwirft.⁸ Darüber hinaus ist die Wirtschaftswissenschaft stark auf quantifizierende Verfahren ausgerichtet. Die dafür benötigten Datensätze können für das *vorstatistische Zeitalter* oft nicht auf vertretbarer Datengrundlage erstellt werden.

Gegenpol zu den liberalen Ansätzen war die politische Ökonomie von Karl Marx, deren Ausrichtung auf kapitalistische Wirtschaftsformationen dazu geführt hat, daß trotz einer ganzen Palette marxistisch inspirierter Ansätze, die für vorindustrielle Wirtschaftsweisen entwickelt wurden, diese sich aus systematischen Gründen nicht dauerhaft durchsetzen konnten. Gleichwohl haben diese Ansätze mit ihren unterschiedlichen Konzeptionen in vielen Be-

reichen zum Teil prägende Spuren hinterlassen. Inzwischen sind explizit auf Marx zurückgreifende Konzeptionen auch aus politischen Gründen in den Hintergrund getreten.⁹

Karl Polanyi's Ansatz einer in die Gesellschaft eingebetteten Wirtschaft wurde zwar am Rande zur Kenntnis genommen,¹⁰ aber nur im Bereich der Alten Geschichte eingehender diskutiert. Im Zusammenhang mit den Forschungen zur Protoindustrialisierung wurde auf Alexander Cajanovs Haushaltsmodell zurückgegriffen.¹¹ Die Einbeziehung von Arbeiten aus der Wirtschaftsethnologie beschränkte sich auf eine spärliche Rezeption von Peasant-Studies. Bis weit in die achtziger Jahre hinein wurden die genannten Konzepte in Deutschland nur in vereinzelt Studien aufgenommen. Oft wurden Konzepte nur

⁹ Vgl. Was bleibt von marxistischen Perspektiven in der Geschichtsforschung?, hg. v. Alf Lüdtke, Göttingen 1997.

¹⁰ Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Wien 1977; Karl Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1979.

¹¹ Alexander Tschajanow, *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*, ND Frankfurt a.M./ New York 1987; A.V. Chayanov, *The Theory of Peasant Economy*, Madison 1986; Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, S. 95ff.

⁸ Douglass C. North u. Robert Paul Thomas, *The Rise of the Western World. A New Economic History*, Cambridge 1973; D.C. North, *Structure and Change in Economic History*, New York/ London 1981.

benannt, aber nicht angewandt. Eine Diskussion hat in Deutschland nur in kleinen Segmenten des Fachs stattgefunden und wurde lange von den Vorstellungen einer historischen Sozialwissenschaft Bielefelds der Prägung beherrscht, die jedoch in erster Linie auf Sozialstrukturanalysen ausgerichtet ist und soziale Gruppen innerhalb eines sozioökonomischen Gefüges untersucht. Dabei wird „Wirtschaft“ als gesellschaftlicher Teilssektor nicht hinterfragt, sondern als gegeben angenommen. Fragen der ökonomischen Analyse wurden nur am Rande behandelt. In Frankreich, Italien und dem angloamerikanischen Raum wurde dagegen wesentlich intensiver über konzeptionelle Fragen diskutiert und wirtschaftshistorische Aspekte stärker in die Geschichtsschreibung integriert.

Die ältere wirtschaftshistorische Forschung hat überwiegend die Perspektive statistisch-struktureller Längsschnitte entlang der Zeitachse verfolgt, die grundsätzliche Frage, was „Wirtschaft“ nun eigentlich bedeutet, wurde insgesamt nur selten thematisiert. Wir stehen also immer noch weitgehend am Anfang einer eingehenden Diskussion zur Konzeptionalisierung von Wirtschaft.

3. Vorschläge zur konzeptionellen Ausrichtung

Der Griff zum *Allzweck-Theorien-spender*¹² deutscher Historiker, nämlich zu Max Weber ist auch in diesem Fall hilfreich. In „Wirtschaft und Gesellschaft“, ein Werk, dessen gängige Textfassung übrigens unter quellenkritischen Gesichtspunkten als unsicher zu bewerten ist, definiert Weber „Wirtschaften“ als *friedliche Ausübung von Verfügungsgewalt*.¹³ Diese sehr knappe und etwas juristisch anmutende Beschreibung ermöglicht die gezielte Analyse von Prozessen der Aneignung und Umwandlung von Materialien, der Bewahrung, Distribution und des Austausches von Gegenständen, von Dienstleistungen und den jeweils dazugehörigen institutionalisierten Formen.

Es läßt sich eine handlungsorientierte Forschungsstrategie ableiten, die der Frage nachgeht, welche sozialen Handlungen als wirtschaftliche angesehen werden können und welchen systemischen Charakter Wirtschaft in einer Gesellschaft haben kann.

Ein wesentlicher Aspekt der Interpretation von Verhalten als Hand-

¹² Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte: Versuch einer Vorstellung*, in: Rundbrief 58, 1993, S. 16-33, hier S. 27; erweiterte Fassung in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 45, 1994, S. 347-367, hier S. 360.

¹³ Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., Tübingen 1972, S. 31.

lungen ist die Frage nach möglichen Motivationen. Diese Frage bringt das Problem mit sich, daß sie nie letztbegründet beantwortet werden kann. Sie eröffnet jedoch die Möglichkeit, die Ebene der gesellschaftlichen Diskurse als mögliche handlungsleitende Konzepte heranzuziehen. Handeln und kulturelle Faktoren können so in Verbindung gebracht werden. Kulturelle Faktoren umfassen unter anderem Gründe und Begründungen für Handlungen, die Form und Ausgestaltung von Handlungen sowie emotionale Aspekte. Eine handlungsorientierte Forschungsstrategie erfordert darüber hinaus eine möglichst genaue Kenntnis der personalen Beziehungen zwischen den handelnden Subjekten, die als soziale Strukturierung verstanden werden kann.

Die drei genannten Komponenten, umschrieben mit den Begriffen Praxis – Kultur – Strukturierung, sind nicht als geschlossene Entitäten zu verstehen, sondern als dynamische Felder, die eng miteinander verflochten sind. Auf einer übergeordneten Ebene sollte untersucht werden, wie sich wirtschaftliche Handlungen in einen breiteren Systemzusammenhang des Wirtschaftens bringen lassen bzw. durch die untersuchte Gesellschaft gebracht wurden. Bei der Interpretation von Handlungen kann sowohl die Forschungsperspektive der Gegenwart als auch die Eigenperspek-

tive der historischen Gesellschaften einbezogen werden. Der Mahnung von Ludolf Kuchenbuch, *die wirtschaftshistorische Forschung aber habe sich den Mahnungen zur Historisierung und Modifikation ihres Leitvokabulars bislang kaum gestellt*, kann so nachgekommen werden und über Grundbegriffe wie z.B. Arbeit, Handel, Markt, Produktion, Konsumption, Haushalt, Geld, Finanzen und deren Erklärungskraft erneut nachgedacht werden.¹⁴ Ziel ist nicht eine komplexe abstrakte Definitionsarbeit, sondern ein Konzept, das Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit den historischen Handlungskontexten entwickelt. Begriffe werden damit zu wesentlichen Instrumenten einer nachvollziehbaren Wissensorganisation. Die verbreitete Gewohnheit eines unspezifischen Gebrauchs von Begrifflichkeiten erschwert die wissenschaftliche Kommunikation und kann Forschungskonzepte scheitern lassen. Gerade der kontextbezogene Gebrauch von Begriffen verlangt sorgfältige Definitionsarbeit, die wir im Arbeitskreis pflegen sollten.

Zweifellos stellen Untersuchungen im Spannungsfeld von Praxis – Kultur – Strukturierung – Systematisierung hohe Anforderungen und

¹⁴ Ludolf Kuchenbuch, *Marxens Werkentwicklung und die Mittelalterforschung*, in: *Was bleibt von marxistischen Perspektiven in der Geschichtsforschung?*, hg. von Alf Lüdtke, Göttingen 1997, S. 33-66, hier S. 65.

erfordern breite multidisziplinäre Kenntnisse der Geistes- und Sozialwissenschaften. Wie Victoria Bonnell und Lynn Hunt feststellen, ist für HistorikerInnen die Zeit des Rückzugs auf einen *philosophical nothingism* endgültig vorbei.¹⁵ Seit Ende der achtziger Jahre läuft zwar eine breite Debatte über konzeptionelle Fragen der Geschichtswissenschaft. Viele Beiträge sind jedoch Kataloge des Möglichen und wenig anwendungsorientiert oder befassen sich mit der Geschichtsschreibung im allgemeinen und dienen der fachinternen Positionierung. Konsequenz durchgestaltete konzeptgeleitete Quellenstudien sind noch nicht die Regel. Die Arbeit des Arbeitskreises wird daher in der Diskussion von konzeptionsgeleiteten Quellenstudien liegen. Wir werden uns hier der methodischen Praxis stellen müssen, nicht mit dem Ziel, eine neue „Historische Methode“ festzulegen, sondern um in eine dauerhafte, multidisziplinäre Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Verfahren zur Lösung der vielfältigen Problemstellungen systematischer historischer Forschung einzutreten. Diese offene Forschungsstrategie erfordert einen ständigen Prozeß des Auslotens von

¹⁵ Victoria E. Bonnell u. Lynn Hunt, *Introduction*, in: *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture*, hg. v. V. Bonnell u. L. Hunt, Berkeley/Los Angeles 1999, S. 1-32, hier S. 13.

Forschungsverfahren, der zu Formen der Konsensbildung über vertretbare Verfahren führen sollte, um eine gemeinsame Arbeit zu ermöglichen und Beliebigkeit zu vermeiden. Wir können auf vielfältige Grundlagen zurückgreifen. Die Diskussion um die Mikrogeschichte hat bereits viele der angesprochenen Aspekte thematisiert.¹⁶ Mikrogeschichte ist als wirtschaftshistorisches Forschungskonzept naheliegend, da sie auf Komponenten, die für die Wirtschaftsgeschichte entwickelt wurden, aufbaut. Wichtige Elemente sind dabei personale Beziehungen als Grundlage der empirischen Forschung, die Heranziehung unterschiedlichster Quellen zu einem Problemkomplex und die Verknüpfung verschiedener Beziehungsnetze zur Klärung lokaler Handlungszusammenhänge.¹⁷ Ein weiterer Vorteil ist der grundsätzlich interdisziplinäre und experimentelle Charakter von Mikrogeschichte.¹⁸ Der oben angedeutete Ansatz von Max Weber war in den neunziger

¹⁶ Vgl. Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte* (siehe Anm. 12), mit weiterer Literatur und Jeux d'échelles. *La micro-analyse à l'épreuve*, hg. v. Jacques Revel, Paris 1996.

¹⁷ Personale Beziehungen sowie die Arbeit mit vielfältigen Quellenbeständen sind seit dem 19. Jahrhundert wesentliche Grundlagen der Handelsgeschichte.

¹⁸ Mikrohistorische Arbeiten mit wirtschaftshistorischen Fragestellungen wurden z.B. von Edoardo Grendi, Carlo Poni, Renata Ago, David W. Sabean, Jürgen Schlumbohm und Hans Medick vorgelegt.

Jahren Grundlage für die Entwicklung der New Economic Sociology in den USA¹⁹, einer expliziten Gebenbewegung zum *Imperialismus* der *Wirtschaftswissenschaft* unter anderem in Form der Neuen Institutionenökonomie.²⁰ Dieser Diskussionsprozeß ist von HistorikerInnen bislang kaum aufgenommen worden, obwohl er zur Konzeptionalisierung von Wirtschaft wertvolle Anregungen bietet. Ein Austausch zwischen Geschichtswissenschaft und Soziologie, wie er in den USA immer wieder stattfindet, läßt sich bei uns nicht feststellen.²¹ Ebenso wäre es sinnvoll, neuere Entwicklungen der Wirtschaftsethnologie zur Kenntnis zu nehmen.²²

Wir können auf ein breites Forschungsangebot zu personalen Beziehungen zurückgreifen. Diese werden gegenwärtig gerne unter

dem modisch gewordenen Begriff „Netzwerk“ beschrieben. Leider wird nur selten die Mühe unternommen, die Untersuchung dieser „Beziehungsnetze“ systematisch zu fassen. Häufig ist auch nicht bekannt, daß „Netzwerkanalyse“ ein ausgefeiltes sozialwissenschaftliches Analyseinstrument ist, dessen verbreitete Kenntnis samt der zugehörigen Software in der Geschichtswissenschaft sehr wünschenswert wäre. Da das Verfahren der Netzwerkanalyse in anderen Sozialwissenschaften zunehmend verbreitet wird, würden dadurch neue Kooperationsmöglichkeiten eröffnet.²³

Die aktuellen Ansätze zur Geschlechterforschung stellen auch die Wirtschaftsgeschichte vor neue Herausforderungen. Die Frage nach ‚der Frau‘ in ‚der Wirtschaft‘ wird schon lange gestellt, sie konnte aber in dieser Form nicht befriedigend beantwortet werden. Durch die Problematisierung von ‚Wirtschaft‘ als sozialem Handlungszusammenhang und der vermeintlich natürlichen Geschlechtskonstitution als sozialer Konstruktion werden neue Wege eröffnet. Ein Ziel der Arbeit des Arbeitskreises sollte sein, nicht mehr von männlichen Normalsubjekten und weiblichen Ausnahme-

²³ Überblick bei: Thomas Schweitzer, *Muster sozialer Ordnung. Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie*, Berlin 1996; Dorothea Jansen, *Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*, Opladen 1999.

¹⁹ Richard Swedberg, *Max Weber and the Idea of Economic Sociology*, Princeton 1998.

²⁰ Richard Swedberg und Mark Granovetter, *Introduction*, in: *The Sociology of Economic Life*, hg. v. R. Swedberg und M. Granovetter, Boulder/San Francisco 1992, S. 1-26; hier S. 1-3. Einen Überblick bietet: *The Handbook of Economic Sociology*, hg. v. Neil J. Smelser und Richard Swedberg, Princeton 1994. Die Diskussion zwischen Soziologen und Ökonomen wird nicht antagonistisch geführt, sondern eher unter dem Gesichtspunkt der Ergänzung und Kombination verschiedener Ansätze.

²¹ Zur amerikanischen Entwicklung: Victoria E. Bonnell und Lynn Hunt, *Introduction* (s. Anm. 15).

²² Vgl. Martin Rössler, *Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung*, Berlin 1999.

subjekten zu reden, sondern die Geschlechterdifferenz zur selbstverständlichen Grundlage von Untersuchungen zu machen. Die friedliche Ausübung von Verfügungsgewalt sah in der Regel in ihren Möglichkeiten, Bedingungen und Wahrnehmungen für die Geschlechter sehr verschieden aus, nur eine differenzierte Perspektivierung ergibt ein vollständiges Bild.

Um nicht im gänzlich Theoretischen zu verbleiben, möchte ich einige Beispiele für die Neuorientierung der Forschung anführen:

– Die Handelsforschung ist vom reinen Konstatieren von Austauschbeziehungen dazu übergegangen, den Handel in einen breiten sozialen und kulturellen Kontext zu stellen. Handelsgesellschaften werden nicht mehr in Kategorien moderner Betriebswirtschaft betrachtet, sondern unter den sozialen Gesichtspunkten eines Gesellschaftshandels.

– Die Protoindustrialisierungsforschung hat die Vielfalt und Komplexität des Wirtschaftens im ländlichen Raum des 18. Jahrhunderts herausgearbeitet und deutlich gemacht, daß zentralistisch-verallgemeinernde Erklärungsansätze oft nicht greifen.

– Im Gegensatz zu diesen Forschungen zum ländlichen Handwerk, beginnt die Forschung zum städtischen Handwerk gerade erst, sich endgültig aus den Fesseln Gustav Schmollers zu lösen. Die tradi-

tionelle, auf Zünfte fixierte Sicht wird zunehmend aufgegeben und die Frage gestellt, ob Arbeit eigentlich das wesentliche identitätsstiftende Moment für Handwerker bildete oder ob andere soziale und kulturelle Faktoren vielleicht wichtiger waren. Außenzünftische Handwerker werden nicht mehr als Sonderphänomene, sondern als Teil der regulären Arbeitswelt gesehen. Neue Forschungen zur Lohnarbeit machen deutlich, daß Lohnarbeitsbeziehungen bislang in ihrer Bedeutung unterschätzt wurden. Der Ansatz einer Produktlinienanalyse eröffnet ebenfalls neue Zusammenhänge.

– Die Einbindung der materiellen Kultur in Produktions- und Konsumtionsbeziehungen gibt Aufschlüsse über die Entwicklung der vorindustriellen Konsumgesellschaft.

– Trotz hartnäckiger Resistenz kann Otto Brunners problematisches Konzept des „ganzes Hauses“ durch dynamische, figurative Strategien der Haushaltsforschung abgelöst werden.

– Untersuchungen zur Geldwirtschaft zeichnen langsam ein Bild einer völlig andersartigen Vorstellung von Geld, sowohl hinsichtlich der Bewertungsgrundlagen als auch des Gebrauchs. Neuere Studien zum Kredit heben die große soziale und kulturelle Be-

deutung von Kreditbeziehungen hervor.

– Arbeiten zur pragmatischen Schriftlichkeit weisen neue Wege zu kontextorientierten Quelleninterpretationen.

– Ein vielversprechendes Forschungsfeld eröffnet sich mit Studien zur Zivilrechtspraxis. Das Zivilrecht war wesentliches juristisches Regelwerk für wirtschaftliches Handeln und damit handlungsleitend. Zudem sind die meisten Quellen Hinterlassenschaften von Rechtshandlungen, deren adäquate Interpretation Kenntnisse der Rechtsgrundlagen verlangt.

– Zuletzt sei noch darauf verwiesen, daß trotz zahlreicher sozialhistorischer Studien zum ländlichen Raum die historische Agrarökonomie nicht weiter verfolgt wird. In Anbetracht ihrer gesellschaftlichen Bedeutung ist dies bedenklich.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß traditionelle Grenzen aufgegeben und unterschiedlichste Phänomene in neue Zusammenhänge gestellt werden. Diese vielversprechenden Perspektiven sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Themen derzeit nur von vereinzelten ForscherInnen bearbeitet werden.

Ein weiteres Motiv für die Gründung des Arbeitskreises sind die Defizite in der Kommunikation zwischen den jüngeren FachvertreterInnen der vorindustriellen Wirt-

schafts- und Sozialgeschichte im deutschsprachigen Raum. Ein wesentliches Ziel des Arbeitskreises ist es, durch verstärkten Austausch und gemeinsame Arbeit dem Fachgebiet wieder mehr Gewicht zu verleihen.

Dabei soll nicht ein neuer „closed shop“ für Wirtschafts- und Sozialgeschichte gegründet werden, was schon deshalb kaum Aussicht auf Erfolg hätte, weil nur noch wenige sich ausschließlich als Wirtschafts- und Sozialhistoriker verstehen. Vielmehr sollen Gegenstände und Themen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte verstärkt in die allgemeine Wahrnehmung der Gesellschaft der vorindustriellen Zeit eingebracht werden. Wünschenswert ist eine Geschichtswissenschaft, die stärker von naturräumlichen und materiellen Grundlagen ausgeht und auf das Handeln der Menschen ausgerichtet ist.

Unsere wissenschaftliche Arbeit bewegt sich nicht im Jenseits eines Elfenbeinturms, sondern ist dem Druck gegenwärtiger gesellschaftlicher Veränderungen ausgesetzt. Das Zeitalter des bildungsbürgerlichen Verständnisses, nach dem Wissen einen Wert für sich darstellt, ist zu Ende gegangen und die nun aufziehende „Wissensgesellschaft“ stellt die Frage nach dem Nutzen von Wissensbeständen. Wissensvorläufer ohne erkennbare Erklärungskraft verlieren rapide an Akzeptanz. Wissen wird zukünftig sehr viel stärker zum wirtschaftlichen Gut

und zum Gegenstand von Dienstleistungen werden. Die Geisteswissenschaften, zu denen wir auch gezählt werden, haben diese neue Anforderung noch kaum zur Kenntnis genommen und sind in großen Schwierigkeiten, sich erfolgreich zu legitimieren. In den meisten der zur Zeit zahlreichen Stellungnahmen zur Wissenschaftsentwicklung ist von Geisteswissenschaften – auf eine differenzierte Wahrnehmung der Fachrichtungen wird verzichtet – schlicht gar keine Rede. Politiker aller Richtungen verweisen explizit darauf, daß es auf keinen Fall mehr Geld geben wird, obwohl zum Beispiel Einrichtungen der öffentlichen Hand die größten Nachfrager von geschichtswissenschaftlichen Dienstleistungen sind. Die Folge ist die Wahrnehmung der Geisteswissenschaften als lästiger Kostenfaktor, die jede universitäre Erfolgstatistik durch notorische Ineffizienz verhageln. Als Konsequenz werden die entsprechenden Fächer fast unverhohlen zusammengestrichen, ohne daß dies allzuviel Protest nach sich zieht. Effizienzkategorien und Qualitätscontrolling, die den Vorstellungen von modernem Management und der Betriebswirtschaft entspringen, werden auch in die Geschichtswissenschaft einziehen, die auf diesen Professionalisierungs- und Dynamisierungsprozeß durch ihre Patronage- und Behördenstrukturen denkbar schlecht vorbereitet ist. Hier gerät eine Adelsgesellschaft

in Konflikt mit der liberalen Marktwirtschaft. WissenschaftlerInnen werden zukünftig über breite, professionell ausgebildete, fachliche, soziale, kommunikative und administrative Kompetenzen verfügen und den Nutzen ihrer Arbeit offen- und die Kompetenzen, die für unsere Arbeit notwendig sind, werden regelmäßig unterschätzt und entsprechend wenig honoriert. Wir müssen daher unsere Kompetenzen als informationsverarbeitendes Gewerbe sehr viel deutlicher profilieren. Eine grundlegende Neuausrichtung des Lehr- und Forschungsbetriebs wird unvermeidlich sein, zumal die zunehmende Problemorientierung der Forschung sowie die Globalisierung des Wissenschaftsbetriebs fachwissenschaftliche Zuordnungen verändern wird. Da die Altersgruppe der NachwuchswissenschaftlerInnen, die diesen Arbeitskreis konstituiert, sich zunehmend von der Gefahr bedroht sieht, durch die Lücke von unzureichender Nachwuchsfinanzierung und fehlender Personalentwicklung und den angeköndigten Juniorprofessuren ins berufliche Abseits zu geraten, müssen wir diesen Entwicklungen Rechnung tragen. Trotz des Trends zum Niedriglohnssektor, der Existenzprobleme vieler NachwuchswissenschaftlerInnen und der Notwendigkeit zunehmender Investitionen in Medientechnik reicht es nicht aus, bei den Verantwort-

lichen auf ausreichende Finanzierungs von Stellen und Sachmitteln zu drängen. Nachdem wir bei unserer Arbeit, die gesellschaftswissenschaftliche Grundlagenforschung ist, sehr weitgehend auf die Finanzierung durch öffentliche Gelder angewiesen sind, werden in der Öffentlichkeit auch nachvollziehbare Leistungen erwartet. Wirtschaft und Politik betonen die zunehmende Bedeutung fundierter kultureller Kompetenz. Um dieser Nachfrage nachzukommen, entwickelt sich eine zunehmend eigenständige kulturwissenschaftliche Infrastruktur. Wissenschaftlich fundierte Sachinformationen zu historischen Prozessen werden von verschiedenen Seiten wie Medien und Politik erwartet. Ein Bedarf an unserem Wissen ist also vorhanden, dennoch ist ein Großteil des wirtschafts- und sozialhistorischen Wissens nur engen Fachkreisen bekannt. Dieter Ziegler hat bereits vor vier Jahren in „Geschichte und Gesellschaft“ ohne nennenswerte Resonanz darauf hingewiesen, daß Wirtschafts- und SozialhistorikerInnen von der Sache her vielfältige Möglichkeiten haben, zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Prozessen ihren Sachverstand einzubringen.²⁴ Damit ist nicht die Rückkehr zur Ideologi-

sierung der Wissenschaft gemeint, sondern die Bereitstellung wissenschaftlich fundierten Wissens zu aktuellen gesellschaftlichen Vorgängen. Auch die vorindustrielle Wirtschaftsgeschichte kann zu zahlreichen aktuellen Themen etwas beitragen. Hier nur einige Beispiele:

- Die Erforschung der Zusammenhänge zwischen globalen bzw. überregionalen Wirtschaftsbeziehungen und lokalen Ökonomien kann die gegenwärtige Globalisierungsdebatte um eine langfristige historische Dimension ergänzen.
- In der Diskussion um eine über-schaubare Landwirtschaft wäre gegenüber Phantasien eines „zurück zur Naturnähe“ deutlich zu machen, daß die vorindustrielle Landwirtschaft ein komplexes ökonomisches Gefüge war und die „Naturnähe“ auch dieser Landwirtschaft durchaus relativ zu sehen ist.
- Bei der absehbaren Diskussion über die Regionalisierung des Viehhandels sollte nicht vergessen werden, daß Viehfernhandel keine moderne Errungenschaft ist, sondern seit dem 15. Jahrhundert stattfindet.
- Die Entwicklung der Arbeitsgesellschaft weg vom *Normalarbeitsverhältnis* hin zu einer zunehmenden Zahl von *ArbeitskraftunternehmerInnen* läßt sich mit fundierten Kenntnissen der vor-

²⁴ Dieter Ziegler, Die Zukunft der Wirtschaftsgeschichte. Versäumnisse und Chancen, in: Geschichte und Gesellschaft 23, 1997, S. 405-422.

industriellen Arbeitsgesellschaft besser verstehen und bewerten.

- Die engere Einbeziehung von Technikgeschichte eröffnet in Kooperation mit der Wissenschaftsforschung den Weg zu einer historischen Technologieforschung.
- Die Entwicklung des gemeinsamen europäischen Marktes hat eine Tradition von über 700 Jahren, so daß die gegenwärtige Entwicklung in einen breiten Kontext gestellt werden könnte.
- In der Schweiz werden langfristige historische Forschungen zur Klimaentwicklung von Versicherungen mitfinanziert.
- Der Nutzen von Demographie wie Migrationsforschung ist für die Abschätzung der langfristigen Bevölkerungsentwicklung seit langem bekannt.
- Die gerne als neues soziales Problem diskutierte *Patchworkfamilie* müßte in einer historischen Perspektive relativiert werden.
- Nicht zuletzt das Thema *Minderheiten in der Wirtschaft* ist an Gegenwartsrelevanz kaum zu überbieten.

Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der vorindustriellen Zeit ist für das Verständnis der gegenwärtigen Gesellschaft, die sich selbst zunehmend in ökonomischen Kategorien zu verstehen versucht, wesentliche Grundlage. HistorikerInnen müssen deutlich machen, daß menschliches Zusammenleben grundsätzlich komplex und risiko-

behaftet ist, permanentem Wandel unterliegt und es kein Zurück in vermeintlich einfache vergangene Gesellschaftsformationen gibt. Erst die Kenntnis der Alterität historischer Verhältnisse ermöglicht, die Spezifik der Gegenwart festzustellen. Dabei können wir über die meist unterschätzte zeitliche Dynamik gesellschaftlicher Prozesse Auskunft geben. Gegenwartsorientierte Sozialwissenschaften, aber auch politische Entscheidungsträger arbeiten immer wieder mit unzutreffenden, vereinfachten, stereotypen Vorstellungen historischer Verhältnisse. Auf diesen Prämissen basierende Schlußfolgerungen können zu Fehleinschätzungen führen. Ein großer Vorteil der vorindustriellen Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist ihre traditionelle Ausrichtung auf überregionale Beziehungen bis hin zur Weltwirtschaft. Dies bietet eine gute Grundlage, um die überlieferten, auf der Perspektive von National- und Kolonialstaaten basierenden Gesellschaftsbilder durch neue ausgewogenere globale Perspektiven abzulösen. Die Entwicklung neuer Formen des gegenstandsbezogenen Wissensgebrauchs und der Medientechnik erfordert neue Wege der Wissensvermittlung. Das Zeitalter der priestertlichen Kanzelverkündigung geht seinem Ende zu. Hier sind neue Ideen notwendig, ein Beitrag des Arbeitskreises hierzu wäre erstrebenswert.

4. Arbeitsweise des Arbeitskreises
 Der Arbeitskreis wird in jährlichen Tagungen in der Schwabenakademie Irsee zusammenkommen. Zweckmäßige Formen der Arbeit sollen im Lauf der Zeit gemeinsam entwickelt werden. Hierzu sind Vorschläge willkommen. Neben dem Programm ist uns der informelle Austausch sehr wichtig. Wir möchten nicht eine Serie von Thementagungen anbieten, sondern der Arbeitskreis soll den persönlichen Austausch zwischen den Forschenden ermöglichen und vertiefen. Daher würden wir uns sehr freuen, wenn sich ein breiter Kreis dauerhafter TeilnehmerInnen entwickelt. Die inhaltliche Gestaltung der weiteren Tagungen wird in enger Abstimmung mit den TeilnehmerInnen stattfinden, denn wir als Veranstalter können nur Programme realisieren, die von möglichst Vielen mitgetragen werden. Die Tagungen werden ein Rahmenthema haben, auf das sich dann die Beiträge beziehen. Grundsätzlich können wir natürlich nur Themen wählen, zu denen auch ReferentInnen zur Verfügung stehen. Wir sind deshalb sehr an Vorschlägen und Angeboten für Beiträge interessiert. Zu unserer großen Freude war die Resonanz auf die Ankündigung des Arbeitskreises sehr positiv. Daher hoffen wir, weitere TeilnehmerInnen gewinnen zu können und sind für weitere Werbung dankbar. An Kontakten und Austausch-

beziehungen mit anderen Arbeitskreisen sind wir sehr interessiert. Ich möchte mit dem Wunsch schließen, daß wir bei der Arbeit eine offene Diskussionskultur pflegen, die nicht der Schaffung von Autoritäten, sondern der diskursiven Erkenntnisfindung verpflichtet ist.

Kontakt:

Prof. Dr. Mark Häberlein
 Historisches Seminar der
 Universität Freiburg
 KG IV, Werthmannplatz
 79085 Freiburg
 Tel. 0761-203-3420
 Fax 0761-203-3425
 haeber@uni-freiburg.de

Christof Jeggle M.A.
 (Freie Universität Berlin)
 Innsbrucker Str. 49a
 10825 Berlin
 Tel. 030-7826981
 cjeggle@wiwiss.fu-berlin.de

Dr. Markwart Herzog
 Schwabenakademie Irsee
 Klosterring 4
 87660 Irsee
 Tel. 08341-906-661/-662
 Fax 08341-906-669
 Schwabenakademie@Kloster-Irsee.de

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Gewerbliche Produktion und Arbeitsorganisation

2. Tagung des Irseer Arbeitskreises für vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialgeschichte

(Schwabenenakademie Irsee 22.-24. März 2002)

Der Bereich des „Arbeitens“, hier verstanden als Handlungsfeld der Aneignung, Umwandlung und Verlagerung materieller Gegenstände, hat im Leben der meisten Menschen eine hervorragende Bedeutung, da er in der Regel der unmittelbaren Sicherung des Lebensunterhaltes dient. Dennoch wird die „Praxis der Arbeit“ in der Geschichtswissenschaft insgesamt, aber auch in der historischen Handwerksforschung meist nur am Rande berücksichtigt. Dabei legen die Veränderungen der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft mit dem Rückgang von „Normalarbeitsverhältnissen“ in geschlossenen Großbetrieben und der Zunahme von „freien Selbständigen“ bzw. von „Arbeitskraftunternehmern“ in Verbindung mit „Outsourcing“ und produktbezogenen Projekten mit immer wieder neu vernetzten Spezialisten die verstärkte Beschäftigung mit vorindustriellen Produktionsformen nahe. Bereits in den 1980er Jahren wiesen amerikanische Ökonomen auf Entwicklungen in der industriellen Produktionsorganisation hin, deren Wurzeln sie in vorindustriellen Produktionsformen sahen. Derartige Überlegungen hat insbesondere die Prototypen-industrialisierungsforschung aufgenommen und ein breites Spektrum komplexer Organisationsformen der vorindustriellen Produktion im ländlichen Raum aufgezeigt. Für den Bereich der städtischen Handwerke zeigen einige Studien, daß gewerbliche Produzenten nicht als isolierte Handwerksmeister arbeiteten, sondern auf vielfältige Weise miteinander verflochten waren. Der Irseer Arbeitskreis wird an diese Forschungsergebnisse und Diskussionen anknüpfen und sich anhand von mikrohistorischen Studien, die auf das Handeln der Menschen ausgerichtet sind, mit den vielfältigen Fragen der vorindustriellen Organisation von gewerblicher Produktion befassen.

Programm

Christof Jeggler (Berlin): Einführung in das Tagungsthema.

Michael Herdick (Marburg): Handwerk auf der Burg, Gewerbe auf dem Lande. Wirtschaftsstandorte außerhalb der Städte im Blickfeld der Mittelalterarchäologie.

Inge Keil (Augsburg): Das optische Handwerk in Augsburg: Die Etablierung eines neuen Handwerks im 17. Jh. nach der Erfindung von Fernrohr und Mikroskop – wissenschaftliche und handwerkliche Kenntnisse, Rohstoffe, Kunden, Vertrieb.

Sektion: Textilproduktion in der Frühen Neuzeit

Anke Sczesny (Augsburg): Das Beziehungsgefüge von Exportgewerbestädten, Kleinstädten und Märkten im Textilrevier Ostschwabens im 17. und 18. Jh.

Michaela Schmölz-Häberlein (Freiburg): Die Hochberger Weber im 18. Jh. Struktur und Entwicklung eines regional organisierten Textilgewerbes am Oberrhein.

Dietrich Ebeling (Trier): Die Entstehung eines frühindustriellen Arbeitsmarktes unter den Bedingungen der Modernisierung der Napoleonschen Zeit.

Sektion: Zunfthandwerk und gewerbliche Produktion in der frühneuzeitlichen Stadt

Christine Werkstetter (Augsburg): „... da ich meinem Vater Tochter, Gesell, Junge und handtlanger gewesen“. Frauenarbeit im Augsburger Zunfthandwerk des 18. Jhs.

Philip Hoffmann (Konstanz): Die kulturelle Dimension der Arbeit. Normative Vorstellungen und Deutungsmuster bei gewerblichen Produzenten in der frühneuzeitlichen Stadt.

Robert Brandt (Frankfurt): Autonomie und Nahrungsschutz, Antijudaismus und politische Modernisierung. Das Frankfurter Handwerk während des Verfassungskonflikts 1705-1732.

Thomas Buchner (Salzburg): Zünftische Gemeinschaften? Formale Eliten in Wiener und Amsterdamer Zünften im 18. Jh.

Sektion: „Wissen“ in der gewerblichen Produktion

Christian Lorenz (Berlin/Hannover): Zuckerraffination in Deutschland im 18. Jh.

Jakob Vogel (Berlin): Blutiges Salz? Handwerkliches Erfahrungswissen und wissenschaftliches Wissen im Konflikt um das Hallische Salz im 18. Jh.

Sven Steffens (Brüssel): Die Praxis der Lehrlingsausbildung zwischen Vermittlung und Vorenthaltung beruflichen Wissens im späten 18. und 19. Jh.

Kontakt:

Prof. Dr. Mark Häberlein
Historisches Seminar der Universität Freiburg
KG IV, Werthmannplatz
79085 Freiburg
Tel. 0761-203-3420
Fax 0761-203-3425
haeber@uni-freiburg.de

Christof Jeggler M.A.
(Freie Universität Berlin)
Innsbrucker Str. 49a
10825 Berlin
Tel. 030-7826981
cjeggler@wiwiss.fu-berlin.de

Dr. Markwart Herzog
Schwabenakademie Irsee
Klostering 4
87660 Irsee
Tel. 08341-906-661 / -662
Fax 08341-906-669
Schwabenakademie@Kloster-Irsee.de

Korrektur:
Adresse des Herausgebers

Leider hat sich auf dem Titel
des Rundbriefes ein Fehler
eingeschlichen.
Die Adresse des Herausgebers
ist nicht richtig angegeben.
Wir bitten Sie, dieses Versehen
zu entschuldigen.

Die korrekte Anschrift lautet:

Lars E. Worgull
An der Reitbahn 23
24937 Flensburg

